Novellen aus der Heimath.

Zweiter Band.

Novellen aus der Heimath.

Von

Adolf Wilbrandt.

Zweiter Band.

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

1882.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Am heiligen Damm	1
Der Mitschuldige	65

I.

Am heiligen Damm.

(1879.)

Der „heilige Damm“ heißt ein schmaler Streifen an der mecklenburgischen Küste, nördlich von Doberan, nordwestlich von Rostock. Schöne Buchenwälder, die so nahe wie möglich an's Meer treten, umzäunen hier eine kleine Villencolonie und das bekannte Seebad „Heiligendamm“; die Ostsee aber hat, wie einen Schutzdamm, ein langgestrecktes, mächtiges Gerölle von auffallend regelmäßig geformten Steinen an das Land geworfen, größtentheils eirund, doch mehr flach als gewölbt, einer wie der andre; es scheint, die lange Wanderung am Meeresgrund hat sie zurechtgeschliffen, wie die Hand der Cultur die eckigen Menschen glättet und einander gleich macht. Als ich in meinen Knabenjahren hier im Sommer lebte und einmal der Landesherr angefahren kam, hatte ein besonders ergebener „Unterthan“ den Namenszug seines Fürsten auf dem Platz vor dem Curhause in ungeheuren Buchstaben

aus solchen Steinen gebildet: in unterthänigster Regelmäßigkeit lagen sie Stein an Stein, zu Hunderten, in abwechselnd röthlicher und bläulicher Farbe, wie das Meer sie hergab. In der Sagenzeit, als das Meer noch nicht sowohl unterthänig als geistlich gesinnt war, sollen die Mönche des vom Meer bedrohten Klosters von Doberan in einer furchtbaren Sturmnacht, vor dem Altar auf den Knieen betend, den Herrn um Beschirmung dieses heiligen Asyls angefleht haben; als dann der Morgen kam, sahen die frommen Brüder, daß die See unzählige Tausende solcher Steine an das Land geworfen und einen starken Damm daraus erbaut hatte, an dem die Sturmfluthen sich brachen. Von diesem „heiligen Damm" empfing der Ort dann den Namen, und so ist's geblieben.

Ich war längst erwachsen und hatte „die Städte vieler Menschen gesehen," als ich wieder einmal an diesen Ort kam, zur Sommerszeit, in Gesellschaft eines blonden Jugendfreundes und eines schwarzäugigen Südländers, den ich in Oesterreich kennen gelernt hatte. Er war Rumäne, doch hatte er — als junger Aristokrat — lange in Paris gelebt und in Deutschland studirt. Unser nordisches Wesen

gefiel ihm, obwohl er unsere Seltsamkeiten nicht schonte; er übersetzte seinen Landsleuten deutsche und englische Dichter; übrigens gehörte er zu den über Europa verstreuten (freilich nicht dicht gesäeten) Menschen, die mit starker Vaterlandsliebe ein aufgeklärtes Weltbürgerthum zu verbinden wissen und auf die Pfahlbürger wie auf Ameisen herabsehn. Es fehlte ihm weder an Kenntnissen, noch an Geist, noch an Originalität; wenn ich auch nicht seine Meinung theilte, daß er (der an eine Art von atomistischer Seelenwanderung glaubte) vor mehreren Jahrtausenden ein ägyptischer Priester und Denker gewesen sei. An diesem Spätnachmittag lag er als rumänischer Politiker und Schriftsteller neben uns im Sand, wenige Schritte von der blauenden Ostsee, den Hut unter dem Kopf. Die Sonne sank hinter uns gegen den Buchenwald, der die niedrigen Uferwälle krönte; die Wärme des ausgetrockneten Sandes that lieblich wohl, ohne zu versengen. Wir plauderten, gaben uns dann wieder der angenehmen Halbbetäubung hin, die so ein langer Sommertag zurückläßt. Wir sahen den fernen Segeln nach, die langsam vorüberzogen, behorchten das leise Rauschen der Flügel,

wenn wilde Schwäne oder fischende Möven nah' am Strande dahinschwebten, oder staunten das Geröll der „heiligen Steine“ an, zwischen denen viele Tausende zusammengeschwemmter Maikäfer „ihren letzten Schlaf schliefen,“ wie der Rumäne sagte. Endlich hob er den Kopf ein wenig und stieß einen leisen Laut der Verwunderung aus, sprach dann ein rumänisches Wort, das ich nicht verstand.

Was haben Sie? fragte ich.

Schauen Sie Den an, sagte er, die Stimme dämpfend. Das ist einer von Euren richtigen Nordlandssöhnen; noch so einer aus der Sagenzeit. Der war früher einmal Wikinger, oder bei den Gothen!

Ich sah den Mann, den er meinte. Vor uns, auf den Steinen, ging ein Mensch von mächtiger Gestalt langsam vorüber, den Kopf etwas gesenkt, wie wenn er eine unsichtbare Last zwischen den Schultern trüge. Er nahm sich aus, als sei er eben aus einem unsichtbaren Schiff an das Land gestiegen, denn sein Anzug hatte etwas Fremdländisches, Ueberseeisches, eine Muschelschnur hing um seinen riesigen Strohhut, und das Gesicht war

auffallend verbrannt. Und doch hatte der Rumäne ohne Zweifel Recht, wenn er ihn sogleich einen richtigen Nordlandssohn genannt hatte. Das etwas gelockte Haar war vom reinsten Blond; wir sahen auch seine großen blauen Augen, als er den Kopf einmal hob und landeinwärts blickte. Der mächtige Knochenbau, die straffen und doch etwas schweren Glieder, und ein weicher Zug im Gesicht, der sich nur empfinden, nicht bezeichnen ließ, der den harten Ausdruck kindlich-elegisch überschleierte, sagte uns vollends, daß er ein Nordländer, ein Germane sei. Uebrigens hatte ich einen so schönen Germanen lange nicht gesehn. Obgleich sein Bart schon ergraute und es an den Schläfen silbern schimmerte, strahlte ihm eine wunderbare Blüthe der Männlichkeit von den röthlich braunen, edel geformten Wangen. Ueber der feinen, aber kühn vordringenden Nase lag eine tiefe, finstere Linie; doch ward sie durch den Glanz der großen Augen gemildert, deren Blau wie ein Widerschein vom hohen Abendhimmel erschien. Er lüftete den Hut, und eine überraschend weiße Stirn schimmerte hervor. Dann aber hielt er sich eine seiner braunen Hände vor die Augen, kniete auf den Steinen nieder, nahm einen,

mehrere von ihnen in die andere Hand, ließ sie wieder fallen, und schien in eine innere Bewegung zu versinken, über der er ganz vergaß, wo er sich befand.

Bei Gott, ich glaube, er betet, flüsterte der kleine Rumäne sehr verwundert.

Ich erwiderte nichts. Der Mann faltete die Hände nicht, doch schien er wirklich zu beten. Mir kamen jene sagenhaften Mönche in den Sinn, die, nach jener Sturmnacht auf den „heiligen Steinen“ niederknieend, dem Retter aus der Noth gedankt hatten. Was mag dieser Mann erlebt haben? dachte ich. Wofür mag er danken?

Er erhob sich nach einer Weile und drückte den Hut mit der Muschelschnur wieder in die Stirn. Als er jetzt einen Blick auf uns warf, schien er den Justus, meinen Jugendfreund, der unterdessen mit geschlossenen Augen dagelegen hatte, zu erkennen, denn er sah ihn aufmerksam an. Er sprach endlich halblaut, fast schüchtern, dessen Namen aus. Justus hörte es und öffnete die Augen. Ja, er ist es! murmelte der Fremde und lächelte.

Kennen Sie mich noch? setzte er dann hinzu, ohne sich zu nähern.

Justus stand auf, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Friedrich Dethloff, nicht wahr, sagte er, noch etwas ungewiß.

Friedrich Dethloff, ja, ja, antwortete der Fremde.

Sie entschuldigen, sagte der immer höfliche Justus, ich habe Sie lange, lange nicht gesehn! Auch haben Sie sich etwas verändert —

Ich glaube wohl! murmelte der Andre.

Und was mich betrifft, ich war lange im Ausland —

Ich weiß, ich weiß.

Und seit ich fortging — also seit sieben Jahren — hab' ich nie ein Wort von Friedrich Dethloff gehört!

Sie haben nichts von — von meinen Erlebnissen gehört? fragte der Mann verwundert, mit einem sonderbar ernsten, schwermüthigen Aufblick, da er die Augen gesenkt hatte.

Nein. Nicht ein Wort.

Sie wissen nichts von der ganzen Sache?

Justus schüttelte den Kopf. Ich war fort, gab er zur Antwort. Was für eine Sache?

Ein ander Mal! sagte der Andre und sah vor sich

hin. Uebrigens freut es mich wirklich, daß ich Sie einmal wiedersehe —

Und mich! sagte Justus. Meine Herren, Sie erlauben, daß ich Sie mit Herrn Friedrich Dethloff bekannt mache. Auch ein Mecklenburger; großer Schlittschuhläufer; einen Winter hindurch liefen wir zusammen auf der Warnow. Schiffsbaumeister Dethloff —

Bis zum Schiffsbaumeister hab' ich's nie gebracht, antwortete Herr Dethloff und lächelte. Ich baue auch längst nicht mehr —

Was thun Sie denn, wenn ich fragen darf?

Ich bin Colonist, so zu sagen — in Brasilien —

Also der Colonist Herr Dethloff aus Brasilien . . .

Er stellte nun auch uns vor, und während sich der Rumäne sitzend verneigte, stand ich auf und reichte als Landsmann Herrn Dethloff die Hand.

Wollen Sie sich nicht zu uns setzen? fragte ich. Wir bleiben hier über Nacht . . . Sie auch?

Er nickte. Er warf wieder einen Blick auf die Steine und auf's Meer hinaus. Irgend eine innere Bewegung zog ihm die Augenlider zusammen; dann setzte er sich aber

still zu uns, mit gleichmüthig ernstem Gesicht. Ich störe die Herren nicht? fragte er.

Im Gegentheil, sagte der Rumäne. Wenn Sie uns von Ihren Abenteuern etwas erzählen wollten —

Erlauben Sie, unterbrach ihn der Andere bescheiden, daß ich nicht viel spreche? Ich habe kein Talent zum Erzählen — und in diesem Augenblick ist mir die Kehle so trocken — —

In der That fiel mir auf, wie wenig Klang in seiner Stimme war.

So sollten Sie trinken! sagte der Rumäne.

Ich danke. Es liegt nicht daran allein ... Uebrigens, dieses verwünschte Post- und Eisenbahnfahren — heute von Hamburg her — macht mich auch so müde. Wenn die Herren erlauben, daß ich ein wenig Platz nehme und zuhöre — —

Der Rumäne sah ihn etwas befremdet an. Sein Interesse an diesem schweigsamen Nordlandssohn schien bereits zu erlöschen. Er begann ein Gespräch mit mir. Der „Colonist" hörte ruhig zu; in seinem Gesicht, das mir nun selber kalt und beinahe leblos vorkam, war es

ganz still geworden. Auch die Augen verloren ihren Glanz, und eine gewisse müde Gleichgültigkeit legte sich wie ein Nebel über seine Schönheit, die mich zuerst so sehr überrascht und für ihn erwärmt hatte.

Wissen Sie noch, was ich Ihnen neulich sagte? fing der Rumäne an, indem er sich aufstützte und mich mit seinen lebhaften schwarzen Augen ansah. Beim Anblick des Herrn Dethloff fällt mir's wieder ein . . . Ich hätte ja einen Novellenstoff für Sie.

Nun, so vertrauen Sie mir ihn an, erwiderte ich.

Es ist ein harter, böser Stoff, wie ich Ihnen schon sagte, setzte er hinzu. Eine ganz wahre, wirkliche Geschichte; — aber für so einen schönen Sommerabend eigentlich zu hart.

Und doch ein Novellenstoff?

Für einen Russen gewiß; — ob auch für einen Deutschen — ? — Ihr habt da Eure eigenen Ansichten —

Erzählen Sie wenigstens die Geschichte, antwortete ich.

Gut; urtheilen Sie selbst! — Oder wenn Sie an

diesem Abend sich nur der „Gemüthlichkeit" und „Menschlichkeit" ergeben wollen —

"Der Beruf vor Allem, wie Sie wissen; einem Stoff weich' ich niemals aus!

Der Fremde betrachtete mich etwas aufmerksamer. Der kleine Rumäne sah es und lächelte.

Also gut: mein Stoff! — Wir sprachen neulich von den Männern und Frauen, die nicht lieben können; — ein unheimliches Exemplar dieser Gattung lernte ich einmal kennen — — und ich sage Ihnen voraus: mildern werd' ich nicht! — — Als ich in B. studirte (der Rumäne nannte den Namen einer deutschen Universität), verkehrte ich auch mit zwei jungen Männern, die immer zusammenhielten; der eine war ein junger Offizier, der andre Student. Der Offizier — denn es handelt sich um den Offizier — war ein schöner Mann, von eurer nordischen Art, und so im Allgemeinen dem Herrn Dethloff ähnlich: groß, reckenhaft, blond, — außerdem elegant. Aber er war einer der kühlsten und härtesten Menschen, die ich je gekannt habe, und ich habe doch in Europa manchen kühlen Menschen gesehn. Sein Umgang mit dem andern Geschlecht

war so prosaisch wie möglich; zärtliche Gefühle hatte er nie erlebt. Einige Male hatte er wohl versucht, sich wie wir Andern regelrecht zu verlieben, aber es war mißlungen —

Was haben Sie? fragte der Rumäne, indem er sich selbst unterbrach. Er sagte dies zu Herrn Dethloff, der ihn schon eine Weile mit auffallender Spannung und Erregung anstarrte, sich so hoch wie möglich aufgerichtet hatte und auf einmal heftig mit den Schultern zuckte. Die Frage schien den seltsamen Menschen zu erschrecken, denn er veränderte die Farbe und begann etwas zu stammeln, das ich nicht verstand.

Bitte, lassen Sie sich nicht stören, murmelte er endlich mit verständlichen Worten. Ich bedaure sehr . . . Ich bitte vielmal um Entschuldigung . . . Das mit den Schultern, das war unwillkürlich; — die Geschichte interessirt mich sehr.

Ich werde also weiter erzählen, sagte der Rumäne, mit einer etwas vornehm geringschätzigen Bewegung der Schulter und des Kopfes.

O, ich bitte sehr!

Es war ihm also immer mißlungen, sich zu ver-

lieben, fuhr der Rumäne fort, sich wieder zu mir und meinem Freunde wendend; er konnte es aber nicht ertragen, daß man ihn damit neckte, denn sein fürchterlich reizbares Selbstgefühl litt unter diesem Mangel seiner Natur mehr, als man ahnen sollte. Er spottete über die Weiber und über die Verliebten, er behauptete, daß ihm all' das verrückte Zeug unendlich lächerlich vorkomme. Aber wenn er dann oft stundenlang rastlos seinen berühmt schönen Schnurrbart in die Länge zog und dabei vor sich hin stierte, so fühlten wir, wie es den schönen Kerl im Stillen verfinsterte, daß er nicht auch so „verrückt" sein konnte, daß der elendeste Hausknecht etwas vor ihm voraus hatte. Sehr merkwürdig war uns auch, daß er auf die Frauen und Mädchen wenig Eindruck machte, obgleich er ein halber Adonis, ein halber Herkules war. Zuerst schien Jede bereit, sich in ihn zu vergaffen; aber wenn sie ihm näher kamen und sein kühler Blick, sein kaltes Lächeln, seine kalte Stimme auf sie zu wirken anfingen, so schwenkten die lieben Herzen bald rechts ab und marschirten auf irgend ein wärmeres Klima zu. Ich hab' dann zuweilen gesehn, daß er plötzlich die schönen weißen Zähne auf einander schlug

wie ein Mensch, der Schüttelfrost hat, — oder wie Ihr das nennt . . . Uebrigens war er ein guter Kamerad und unter uns jungen Leuten auch kein übler Gesellschafter. Eigentlich lustig konnte er nicht sein, aber er war sehr zugänglich für jede Erheiterung, er hatte ein ritterliches und streng rechtschaffenes Wesen, bedeutende Kenntnisse, peinlichste Sauberkeit, zuweilen auch scharfen Witz; — kurz, in einer größeren Gesellschaft junger unbefangener Menschen, die es nicht genau nehmen, ging er so mit, man gewöhnte sich an ihn, er gehörte selbstverständlich dazu. Man hatte Respect vor ihm, man traute ihm als Offizier eine bedeutende Zukunft zu; und wir hüteten uns nur wie auf Verabredung, seinen Jähzorn zu reizen, der ihn fürchterlich und unerträglich machte.

So weit also ging es gut; — wir hatten aber in B. eine schöne Dame, eine reizende junge Wittwe, in die wir uns alle wie im Chorus verliebten, bis jener Student, von dem ich vorhin sagte, der beste Freund dieses Offiziers, uns so weit überflügelte, daß wir ganz zurückblieben: denn zwischen ihm und ihr ward die Sache ernst. Wir merkten bald, daß es lächerlich sei, noch mit ihm wetteifern zu

wollen. Ich schlug sie mir aus dem Sinn und wandte mich den Bürgerstöchtern zu . . . Da merke ich eines Tages, daß unser Offizier, unser kalter Adonis, noch einmal einen Versuch macht, „lyrisch“, „verrückt“ zu werden. Er geht uns aus dem Wege, wenn wir lustig sind; er erscheint überall, wo man gute oder schlechte Musik macht — obgleich er nichts von dem versteht, was man spielt; er brütet Stunden lang vor sich hin; er verfinstert sich zusehends; er schickt seinen Diener täglich mit Blumen zu seiner Dame; — und diese Dame ist die nämliche, in die wir Alle verliebt waren, die sein Freund, sein Zimmernachbar, so von Herzen anbetet! — Wie ich das merke, fährt mir's durch die Glieder; ich kann nicht sagen, warum, aber eine abscheuliche Beklemmung legt sich mir augenblicklich auf's Herz. Das wird zwischen den Beiden nicht gut! sage ich zu mir. Denn über diesen kalten Menschen kam jetzt eine Unruhe, eine Heftigkeit . . . Eines Abends seh' ich, wie er mit seinem Freund beisammensteht, in unsrer Gesellschaft war's; er hat ihm eine Hand beinahe zärtlich auf die Schulter gelegt, er sieht ihm in's Gesicht — das durchaus nicht regelmäßig schön, aber von unglaublich

liebenswürdigem, warmblütigem Ausdruck war — sieht an ihm herunter bis zu den kleinen Füßen, und stößt ihn plötzlich mit einem Blick voll Haß wie toll von sich weg. Der Student starrt ihn an, weiß nicht, was er will. Der Andre sucht zu lächeln, zu lachen, bricht in ein paar verrückte Worte aus, die ihn entschuldigen sollen. Wie der Student das aufnahm, habe ich vergessen; ich weiß nur, versöhnt gingen sie in der Nacht nach Hause, — wie sie's schon manchmal gethan hatten. Doch am nächsten Abend — —

Der Rumäne stockte. Er hatte einen Blick auf den „Nordlandssohn" geworfen, und es befremdete ihn — ebenso wie mich — den Mann durch diese Erzählung so stark ergriffen zu sehn. Zwar hatte er aufgehört, dem Rumänen mit aufgerissenen Augen in's Gesicht zu starren; aber er rieb die Hände über einander, sah fest auf eine Muschel, die im Sande lag, und bewegte den Kopf wie in tiefem, schwermüthigem Staunen immer hin und her. Wir beobachteten ihn eine Weile, ohne daß er es merkte. Er sah auf, und unsere Blicke brachten ihn in Verwirrung.

Meine Herren — murmelte er, um etwas zu sagen.

Die Geschichte scheint Sie an etwas Trauriges zu erinnern, sagte ich.

Er nickte. Ja, eine Erinnerung . . . Ich bedaure sehr, wenn ich etwa störte . . . Ich bitte sehr, lassen Sie sich nicht stören; ich höre ja ruhig zu.

Also am nächsten Abend — sagte ich zum Rumänen.

Am nächsten Abend, fuhr der Rumäne fort . . . Meine Herren, ich mache es kurz! — Am nächsten Abend geht unser Offizier zu der schönen Frau; er findet den Studenten bei ihr; — wie er die Beiden fand, kann ich Ihnen nicht sagen, wir erfuhren es nie. Ob er sie in zärtlicher Umarmung überraschte — oder ob die Dame ihm eingestand, daß sie den Andern liebe — — ich weiß es nicht. In dunkler Nacht gehen die Beiden nach Haus. Als sie oben über den Vorplatz zu ihren Zimmern gehen, der Student, der Glückliche, vorauf, übermannt es den Offizier; die Eifersucht, der verwundete Stolz, die Vernichtung seines Selbstgefühls, der rasende Neid . . . Es wird ihm dunkel vor den Augen, er hat den mächtigen, schweren Hausschlüssel noch in der Hand, er schmettert ihn auf den

Hinterkopf dieses glücklichen Menschen nieder. Der sagt kein Wort, sondern bricht zusammen.

Ich seh' es Ihnen an, die Geschichte ist Ihnen zu hart . . . Als am Morgen ein paar Kameraden zum Studenten kommen, finden sie ihn im Bett, den Arzt daneben, dessen Miene ihnen sagt, daß dies ein verlorener Mann ist. Auf einem Stuhl sitzt der Offizier, ohne Blut im Gesicht, stumm und unbeweglich; hat eine Hand des Studenten fort und fort in der seinen, sieht die Andern zuweilen an, spricht aber kein Wort. Der Student erwacht von Zeit zu Zeit aus bewußtlosem Schlaf; dann erzählt er in zusammenhängender Rede, daß er einen schweren Fall gethan hat, den er leider nicht überleben wird; übrigens habe er ja zum Glück gewußt, daß Alle daran glauben müssen, früher oder später . . . So lebt er noch ein paar Tage fort. So lange das dauert, geht der Offizier nicht aus seinem Zimmer, macht kein Auge zu, duldet nicht, daß ihn ein Andrer pflegt; athmet zuweilen so tief auf, daß man's auf dem Vorplatz hört; hat aber sonst dasselbe starre, bewegungslose Gesicht. Endlich wird die Hand des Studenten in der des Offiziers kalt und steif, und so schläft er ein. .

Der Rumäne verstummte. Ich saß eine Weile still, ebenso die Andern.

Und woher wissen Sie, daß es sich so begab? fragte ich, als ich mich wieder entschließen konnte, zu sprechen.

Sie haben Recht, das zu fragen, antwortete der Rumäne. Lieber Freund, vor Gericht beschwören könnte ich es nicht; ich weiß es weder durch den Arzt noch durch den Studenten; und der Andre, der — — nun, der hat's mir auch nicht gesagt. Aber ich habe Blicke gesehn, von ihm auf den Sterbenden, und von dem auf ihn; — und wir alle, die wir die Beiden kannten und sie beobachteten bis zur letzten Stunde, wir waren einig: so hat sich's begeben. Denn allerlei Dinge waren da, die es uns verriethen, — auf welche Weise, kann ich nicht mehr sagen: fünfundzwanzig Jahre ist's her! Nur das weiß ich gewiß, daß wir nicht zweifelten: ein schwarzer Augenblick hat ihn übermannt; und der Student, der ein guter Mensch war und ihn herzlich liebte, hat ihm geschworen, ihn nicht zu verrathen, um ihn nicht zu verderben; und er hat's gehalten.

Und die Dame? fragte ich.

Die verschwand aus B. und hat nach Jahren einen Andern geheirathet, und ist dann gestorben; dies ist aber auch Alles, was ich von ihr weiß.

Und der — Offizier?

Vor einigen Jahren hab' ich ihn noch einmal gesehn. Er war grau geworden und hatte ein ernstes, strenges, durch und durch militärisches Gesicht; mich erkannte er nicht. Ich will Ihnen seinen Namen nicht nennen, aber ich will Ihnen sagen, daß er in einer der großen nordischen Armeen Generallieutenant ist.

Er überlebte das?

Er gehörte zu den Menschen, lieber Freund, die Alles überleben.

Hm! — Und wenn ihm jene Stunde wieder in den Sinn kommt — —

Ich will Ihnen sagen, was ich darüber denke: einige Menschen sind für den Frieden geschaffen, andere für den Krieg. Glauben Sie, daß Napoleon so eine Stunde nicht verwunden hätte? Ich glaube, auch dieser Generallieutenant hat sie längst verwunden. Er thut seine Schuldigkeit, ist

streng gegen sich und gegen die ganze Welt, und hofft auf einen neuen Krieg, in dem er so und so viele Menschen niederschießen läßt und dafür commandirender General wird. Glauben Sie, daß er noch weiß, was er damals fühlte, als er hinter dem Studenten auf dem Vorplatz stand? Der dort damals stand, war ein junger Offizier, der längst ebenso todt ist wie jener junge Student. Es giebt zwar einen Menschen, der noch seinen Namen trägt, dessen Aeußeres noch an ihn erinnert; aber dieser Mensch ist General, lebt sehr regelmäßig, hat eine feste Gesundheit, ist sehr höflich gegen die Frauen und Töchter seiner Kameraden, erholt sich von dieser Strapaze im Casino, wird mit jedem Jahr etwas grauer, etwas härter und etwas ruhiger, und wenn man ihm zufällig seine Briefe aus der Jugendzeit vorlegte, würde er vielleicht fragen: wer hat das geschrieben?

Das ist keine Novelle, sagte ich, aus einem Gefühl dumpfer, allgemeiner Traurigkeit erwachend.

Warum nicht?

Weil dieser Mensch mit dem Verstande wohl noch

zu begreifen, aber doch' nur ein Unmensch ist, antwortete ich.

In diesem Augenblick sah ich den Fremden, den Herrn Dethloff, an, den ich eine Weile ganz vergessen hatte, und ward sehr betroffen. Der stille, blasse Mensch — denn auch seine tief gebräunte Haut konnte noch erblassen — saß in sich zusammengesunken, die Hände über einem Knie gefaltet, im Sande da, und ein paar Thränen liefen ihm langsam über die Wangen. Er athmete so tief auf, wie wenn seine Lungen eine Weile ganz vergessen hätten zu athmen. Endlich mochte er wohl bemerken, daß ich ihn betrachtete, denn er wandte den Kopf zu mir, ohne sonst den Körper zu bewegen, und drückte nun die Augen zusammen, wie um nichts Feuchtes mehr hervorquellen zu lassen. Eine seiner Hände bewegte sich nach der Brusttasche seines wammsartigen Sommerrocks, aus der ein rothes Taschentuch blickte; doch es schien, daß er die Thränen nur noch mehr zu zeigen fürchtete, wenn er sie abwischte, denn die Hand sank ihm langsam in den Schooß und kehrte zum Knie zurück. Nachdem sie dort eine Weile zitternd die Finger der andern Hand gesucht und sich wieder in

sie hinein gefaltet hatte, sagte er mit seiner allzu klanglosen, doch bewegten Stimme:

Verzeihen Sie mir eine Bemerkung, meine Herren. Es giebt — —

Hier verstummte er.

Was giebt es? fragte der Rumäne.

Sie entschuldigen . . . Es giebt vielleicht ebenso schlechte Menschen, die — die doch besser sind, meine lieben Herren . . . Es giebt vielleicht ähnliche Menschen, will ich sagen, die doch keine Unmenschen sind.

Wie verstehen Sie das? fragte der Rumäne.

Wenn Sie erlauben wollten . . . Sie wissen nicht, wie wunderbar mir das ist — —

Er verstummte wieder, um seine riesige Brust mit einem unbegreiflich langen Athemzug zu füllen. Ich sah dem zu und hatte dic Empfindung, wie wenn ein Andrer an seiner Stelle geschluchzt hätte, oder wie wenn dies seine Art zu schluchzen sei; und meine Theilnahme, mein Verlangen wuchs, endlich zu hören, was denn in ihm vorging.

Sie kennen also einen ähnlichen Menschen, sagte ich.

Der sanfte, zurückhaltende Ton meiner Stimme schien

ihn zu rühren; er sah wie dankbar zu mir auf und nickte. Wenn ich Ihnen das erzählen dürfte — oder könnte — fing er dann wieder an. Wenn ich das Talent hätte, Ihnen das zu sagen — Ihnen diesen Menschen ebenso ansprechend zu schildern — — ich meine nicht ansprechend, sondern anschaulich, angemessen — — wie Ihnen dieser Herr den Offizier geschildert hat, der — es überlebte, dann würden Sie einen Menschen kennen lernen, der gewiß viel unglücklicher, aber nicht so schlecht war; der dann wieder glücklicher war, viel, viel glücklicher, weil ihm noch in der letzten Stunde ein Rettungsengel erschien, — oder wie Sie es nennen wollen; der dann auch ein andrer Mensch wurde, aber nicht wie der General . . .

Er brach wieder ab. Nach einer Weile wiederholte er, den Kopf hin und her bewegend: Sie wissen nicht, wie wunderbar mir das ist!

Der Rumäne betrachtete ihn mit neuem Interesse. Der blonde Justus hatte sich aufgerichtet und „aß ihn mit den Augen," wie er selber zu sagen pflegte.

Nun, Friedrich Dethloff, so erzählen Sie, lassen Sie uns hören, sagte er ungeduldig. Sie sehen hier Menschen,

die Alles wissen wollen, was auf Erden vorgeht; die für Alles Sinn und Verständniß haben, was Menschen begegnen kann. Also sagen Sie's, kurz und gut — —

Wenn ich die Begabung dafür hätte, wie dieser Herr! Durch die Schulen bin ich wohl auch einmal gelaufen; aber so ein Colonist, so ein Ackerbauer —

Warum reden Sie so, entgegnete der Rumäne. Aus der Schule wissen Sie vielleicht noch, was jener Lateiner sagte: Jeder Mensch ist in dem, was er wirklich weiß, beredt genug. Also erzählen Sie —

Herr Dethloff nickte: Ich weiß, ich weiß, erwiderte er sehr ernsthaft. Cicero sagt es; eigentlich aber sagte es Sokrates . . .

Dann auf einmal wandte er sich zu mir. Sie sind Schriftsteller, sagte er, Sie gehen auf Stoffe, auf Geschichten aus, wie ich vorhin hörte — —

Ich bejahte das mit dem Kopf. Ich wollte zur Erläuterung noch etwas erwidern, er fiel mir aber in's Wort. Sehen Sie, lieber Herr . . . Sie sagten, das ist keine Novelle, denn das ist ein Unmensch. Ich möchte nicht, daß Sie nun denken oder schreiben sollten: so un=

glückliche Geschöpfe wie der da können allemal nur Unmenschen sein . ... Ich möchte, daß Ihnen noch ein anderer Gedanke käme; daß Ihnen mitfühlend zu Muth würde; — daß Sie vielleicht einmal der Welt erzählten: da war noch ebenso Einer — ganz ebenso — und doch war er anders . . . Denn Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, wie wunderbar mir das ist!

Nun, so bitte ich Sie herzlich, lassen Sie uns hören, antwortete ich.

Er warf mir noch einmal einen fragenden Blick zu; ich sah ihn ermuthigend an. Darauf rückte er sich den breiten, schattigen Hut tiefer in's Gesicht, und dann seufzte er. Also Sie wünschen es . . .

Ja, antwortete ich.

Ich hatte also einen Bruder, fing er zögernd an und sah vor sich hin; dieser Bruder war so ein Mensch wie der Offizier: auch ein „schöner Kerl", wie die Leute sagten, und rechtschaffen, und pflichteifrig, und voll Ehrgefühl; aber er hatte offenbar auch eine zu kühle Natur, denn er konnte sich nicht verlieben und — — und wurde

auch nicht geliebt. Ebenso ging es ihm mit Allem, was er anfing: zu allerlei Dingen hatte er Neigung, aber für nichts eine Leidenschaft; und so müssen Sie sich denken, meine Herren, daß er schon darum ein recht unglücklicher Mensch war: denn ich glaube, nur ein Beruf, den wir wirklich lieben, liebt uns wieder . . . Sie nicken mir zu, lieber Herr, und Sie geben mir Recht. Mein Bruder fing Alles an, aber bei nichts hielt er aus, weil die Leidenschaft fehlte. Er wollte studiren, kam auch bis zur Prima auf dem Gymnasium; dann freute es ihn nicht mehr, und er ging zur See: denn weil wir in Rostock lebten und er alle Tage die Schiffe im Hafen sah, redete er sich ein, daß er Leidenschaft für die Schifffahrt habe, und das sei sein Beruf. Einige Jahre trieb er's; dann war ihm dieses rauhe und einförmige Leben bis zum Ekel verleidet, und er kam zurück und suchte sich für den Buchhandel zu begeistern, da er doch nun einmal die Neigung für die Bücher gehabt hatte. Das dauerte denn so lange, bis er Schiffsbauer wurde; — ja, Schiffsbauer in Rostock — ebenso wie ich. Er dachte, die Schiffe haben mir's einmal angethan, bei den Schiffen bleib' ich, bei den

Schiffen sterb' ich! — — Mittlerweile war er aus den Jünglingsjahren heraus und ein richtiger Mann geworden; die Liebe zum anderen Geschlecht aber wollte sich nicht finden. Er sah es ja bei den Andern, und das Ehrgefühl ließ ihm keine Ruhe; aber wie er sich auch für Diese oder Jene zu erhitzen suchte, er fand die Leidenschaft nicht, er wußte nicht, was das ist. Wenn die Andern ihn damit neckten, nun, so lachte er mit; kam er dann in sein Zimmer, so setzte er sich in die dunkle Ecke und weinte manches Mal vor Kummer und Neid wie ein Kind. Oder wenn er sich schämte, daß so ein langer, breitschulteriger Kerl noch heulen wollte, so fraß er die Wuth und den Neid still in sich hinein, und es kamen ihm verrückte, gefährliche, mörderliche Gedanken . . .

Doch ich erzähle so lang und breit über diesen Menschen; ich will Ihnen also nur sagen, meine lieben Herren: da war ein Mädchen in Rostock, eine Perle von einem Mädchen. Er schien auch wirklich drauf und dran, sich in sie zu verlieben; und immer sagte ihm sein Ehrgefühl: jetzt, jetzt, oder nie! — Da war aber auch sein bester Freund von der Schule her, mit Vornamen Theodor, — mehr will

ich nicht sagen. Den hatte er wirklich lieb, obgleich er ihn immer und überall beneiden mußte: denn dieser kleine, zarte, schmächtige Mensch, der hatte das richtige warme Blut, meine Herren, und was er anfaßte, das hielt er auch fest. Der hatte ihn schon auf der Schule überholt und war doch drei Jahre jünger. Der verstand bald ebenso viel vom Seefahren als mein Bruder, obgleich er nur gelegentlich, so aus Liebhaberei, mit Rostocker und Warnemünder Schiffern nach Falster und Schweden fuhr. Der sagte: das will ich, und dann konnte er's; und der war ein unansehnliches Ding von einem Menschen gegen meinen Bruder; aber mit seinen zärtlichen braunen Augen und dem verliebten Feuer in seinem Blut — oder weil er die rechte Leidenschaft hatte, wie ich lieber sage — war er bald mitten in den Herzen drin, bei Mädchen und Frauen ... Jenes Mädchen also — — Sie wissen nun schon, was ich sagen will. Als mein Bruder noch dachte: jetzt, jetzt, oder nie! da hatten dieser Theodor und dieses Mädchen sich bereits gefunden.

Mein Bruder wußt' es noch nicht. Es war Winterszeit. Die Warnow war zugefroren, das ganze breite

Wasser wie ein weißes Tischtuch, denn das dicke Eis, in dem wohl über hundert Schiffe steckten und ihren Winterschlaf hielten, war mit Schnee bedeckt. Nur ein paar Bahnen hatte man gefegt für die Fußgänger und die Schlittschuhläufer: eine hinunter nach Barnow, eine quer hinüber nach der „Fähre", dem Wirthshaus drüben, — wie diese Herren da wissen. Sonntag Abend war's, die Lichter von der „Fähre" leuchteten über die Warnow her, denn da wurde getanzt. Auf der dunklen Bahn zwischen dem hellen Schnee zogen noch immer die Menschen wie auf einer Straße hinüber und herüber. Es war so 'ne milde Nacht, und mein Bruder, dem gerade sehr elend und mißmuthig um's Herz war, den schon auf der Welt nichts mehr freuen wollte, steht am Strand bei der Schnickmannsbrücke mit einer lustigen Gesellschaft, die sich so zufällig zusammengefunden hatte: Theodor war dabei und jenes Mädchen, jene Philippine, mit ihrer Mutter; — wer noch sonst dabei war, meine Herren, das interessirt Sie ja nicht. Gehen wir einmal hinüber, sagt die schöne Philippine, sehen wir zu, wie auf der „Fähre" getanzt wird! — Mein Bruder rafft sich auf und lacht mit Gewalt — es war

nichts zu lachen — und stimmt ihr so laut und lustig zu, daß die Andern ihn ganz verwundert und erschrocken ansehn; und nun heißt es: „hinüber!“ und auf der glatten Bahn, die man in so 'ner Schneenacht immer noch erkennt, wenn auch kein Mond und keine Sterne scheinen, marschiren und trippeln und glitschen und jucheln sie dahin. Mein Bruder geht neben Philippine; — jetzt, jetzt, oder nie! sagt es wieder in ihm. Sie aber sieht ihn so flüchtig und obenhin von der Seite an, als fragte sie: nun, was wird wohl aus dir herauskommen, du schöner, kalter Schneemann? Und wie wenn Jemand an einer Schnur zöge, zieht sein Herz sich zusammen; und in seiner plötzlichen Angst und Verzweiflung fängt er an vom Buchhandel zu sprechen, und daß Verlag und Sortiment so ganz verschiedene Dinge sind; aber mitten im Satz bricht er ab, weil sie den Kopf zu Theodor zurückwendet, und setzt die Zähne auf einander, läßt sie auch beisammen. Was kann er ihr sagen? Er weiß ja nichts von dem, was sie hören will. Er kennt ja die Leidenschaft nicht. Er hört ja, wie sie in ihrem Herzen über ihn lacht! — Und wie er das noch denkt, ist sie auch schon fort. Neben Theodor

geht sie. Der sagt nur drei Worte, und sie lacht schon so hell, so süß, daß mein Bruder denkt, er muß sie umarmen oder muß sie zerreißen. Er geht aber weiter; sie lassen ihn, Niemand kümmert sich um ihn. Die Baßgeige summt und brummt über das Eis herüber, dann ein Geigenstrich, und dann blasen die Trompeten; und so kommt er drüben an's Land, wo hinter den hellen Fenstern zur Musik getanzt wird; — und er kann nicht tanzen, nicht unterhalten, nicht lieben, nicht geliebt werden, er kann nichts, Gott hat ihn im Zorn erschaffen. Die Andern gehen hinein, er bleibt draußen stehn . . .

Meine Herren, ich fürchte, es langweilt Sie, was ich Ihnen sage — —

Ich schüttelte den Kopf; der Rumäne desgleichen. Unterbrechen Sie nicht den Erzähler, sagte er mit einem schwachen Lächeln, hinter dem er offenbar seine Bewegung zu verbergen suchte.

Wie es Ihnen beliebt! fuhr Herr Dethloff fort und sah wieder vor sich hin. Er bleibt also draußen vor dem Hause stehn, tritt in den tiefen Schnee hinter einem Baum, der dicht am Haus vor einem der Tanzsaalfenster alle

seine langen, schwarzen Finger in den grauen Nachthimmel hineinbohrt, und hört der Musik mit stiller, grausamer Freude zu, weil es ihm so weh thut. Und bei dem langen Stehen und Frösteln wird ihm zu Muth, wie wenn sein Herz jetzt in Eis gesetzt und darin verglast würde, langsam, doch so sachte fort, und für alle Zeit . . . Indem er das so miterlebt, sieht er nach der Hausthür: ein Paar kommt heraus, ein junger Bursch führt ein Mädchen am Arm. Und da sie Den hinter seinem Baum nicht sehen und weit und breit keinen Menschen, so drückt der Bursche sie an sich und küßt sie auf den Mund. O, Theodor! sagt sie. Theodor, was machst du! — Ist das wirklich der erste Kuß, flüstert er darauf, den ein Mann dir giebt? — O gewiß! sagt sie; was fragst du! Aber laß mich, laß mich! — Nun, wen suchst du denn, fragt er, da sie so ängstlich umhersieht; suchst meinen schönen Freund, deinen heißen Anbeter, fünf Grad unter Null? Der ist offenbar aus Langeweile wieder nach Hause gegangen, liest den „Briefsteller für Liebende“ und macht sein finsteres Nußknackergesicht und beneidet mich . . . Und doch, jetzt gesteh's: hast du ihn nie geliebt? —

O, du bist schlecht, Theodor! sagt sie. Ich will ja nicht lügen: zuerst war mir so; er schien mir auch gar zu schön . . . Aber dann lachtest du so viel über den schönen Gardisten aus Vanille-Eis, den verliebten Gletscher und lachtest mir Alles aus dem Herzen weg . . . Und du hast Recht, wirklich im Ernst kann man ihn ja nicht lieben; dich aber, du schlechter, eitler, eingebildeter Mensch, dich lieb' ich ganz gewiß bis an meinen Tod!

Mein Bruder hört das und Aehnliches mit an, und lehnt sich gegen den Baum, und denkt, der muß mit ihm gegen das Haus fallen; — aber sie bleiben beide stehn und sind beide ganz still. Als dann auch die Andern wieder aus dem Hause kommen und die beiden glücklichen Leute aus einander fahren, und nun der Heimweg angetreten wird, — geht mein Bruder voran, als wäre gar nichts geschehn; geht nur etwas rascher, damit Keiner ihn anredet, und hat nur so einen leisen, schwindeligen Taumel, als hätte er getrunken. Auf der glatten Bahn kommt er einmal in's Gleiten; plötzlich macht ihn das wüthend, daß er mit dem Fuß, mit dem Absatz wie ein Verrückter gegen den Boden haut. Das Eis kracht, und es klirrt und

kollert und rieselt so unter ihm hin. Darüber fällt ihm erst ein, daß da unten noch Wasser ist. Heiliger Gott! denkt er, wenn ich und Theodor und Philippine hier ständen und brächen ein, alle drei, und Keiner von uns käme wieder herauf! — Müßten sie mit hinunter, wollt' ich ja gerne sterben! — — Der Gedanke macht ihn warm, so recht bis in's Mark; thut ihm wohl, läßt ihn nicht mehr los. Er geht rascher fort, daß ihn die Andern nicht einholen, geht ohne Abschied nach Haus. Setzt sich auf sein Bett und sinnt so in allen schwarzen Gedanken, die es geben kann, vor sich hin. Hätt' er noch weinen können, ging's vielleicht vorüber . . . Aber er kann nicht mehr weinen. Immer nur Gedanken. Wenn Sie erlauben, daß ich es bildlich sage, meine Herren: wie die Schuppen an einem Panzer hängt immer ein abscheulicher Gedanke an dem andern, und dieser Panzer legt sich ihm immer runder um's Herz. Er will nur noch etwas thun, nur noch etwas thun, und dann will er sterben! — —

Einige Wochen gehen noch so vorüber; er ißt und schläft nicht mehr viel; Theodor und Philippine haben sich mittlerweile feierlich verlobt, und im Frühjahr, im Mai

soll die Hochzeit sein. Es war Thauwetter gekommen, das Wasser war frei geworden. Plötzlich aber fiel dann wieder Schnee, nach dem Schnee kam Frost, und die ganze Warnow bis zur See hinunter, anderthalb Meilen lang, lag da wie ein polirter Tisch. Mein Bruder war einer von unseren guten Schlittschuhläufern, Theodor lief noch besser; nur so lange wie der hielt er es nicht aus. Du! sagt eines Sonntag Morgens der glückliche Bräutigam zu meinem Bruder, als sie sich auf dem Eise treffen, laufen wir einmal wieder nach Warnemünde, an die See, wie in alten Zeiten?

Wie du willst, sagt mein Bruder. Warum nicht?

Sie hatten die Schlittschuhe unter ihren Füßen; sie fahren ab, mitten auf der Warnow, spannen ihre Röcke rechts und links wie Segel aus, daß der Südostwind hineinbläst, hinter ihnen her, und so sausen sie den breiten Spiegel hinunter. Keiner spricht ein Wort . . . Als sie in Warnemünde sind — schneller, als Sie mir glauben, meine Herren — steigen sie an's Land, bei Peter Jungmann ein Glas Grog zu trinken. Lehrer und Zollbeamte sitzen da herum; auch ein paar Schiffer, die sich mit Rum

oder Branntwein stärken. Einer, den sie kennen, mit dem auch dieser Theodor einmal nach Falster oder Laaland hinübergesegelt war, ein lustiger alter Grauschimmel, klagt ihnen seine Noth: er hat für seine kleine Yacht gute Ladung gekriegt, nach dem dänischen Nysted hinüber, die See ist frei, der „Strom" aufgehauen, der Südostwind ist gut, Rückfracht hat er wohl auch; da ist ihm nun ein verfluchter Balken auf den Fuß gefallen, und sein Maat hat das Fieber, und nun soll ihm der Gewinn entgehn, bei den schlechten Zeiten! — Meinem Bruder fährt etwas durch den Kopf. Aber er sagt noch nichts. Er tritt vor die Thür. Im Norden sieht's sonderbar aus; der Wind will sich offenbar drehen, es will stürmisch werden. Wenn man jetzt auf See wäre, denkt er, in so 'ner Nußschale von Yacht, und ein richtiger Nordsturm käm' Einem über den Hals . . . In seinen wilden Kopf geht das wie ein Blitz. Er kommt in Peter Jungmann's Wirthsstube zurück. Du, Theodor! sagt er und zeigt auf des Schiffers kranken Fuß, der eingewickelt wie ein Klumpen auf der Bank liegt. Wollen wir dem Alten einen rechten Spaß machen und für ihn nach Nysted segeln?

Du und ich? fragt Theodor zurück.

Ja, du und ich. Du bist ja auch ein seebefahrener Mann.

Mit seiner Yacht?

Ja, mit seiner Yacht.

Wir kämen ja erst morgen zurück?

Ja, über Nacht bleiben wir in Nysted. Einen freien Tag können wir uns ja machen. Dem alten Salzfisch da sollten wir den Gefallen thun . . .

Der Schiffer schlägt vor Freude mit der Faust auf den Tisch. Brave Jungens! Ausgezeichnete Jungens! ruft er aus und gießt seinen Rum hinunter.

Theodor sieht meinen Bruder und den Schiffer an, mit seinem besten, freundlichsten Gesicht. Wohl, wohl! sagt er. Aber Philippine wird sich ängstigen, wenn ich heut' nicht komme —

Mein Bruder sagt nichts, denn es geht ihm ein Stich durch's Herz. Der könnt' man ja Botschaft schicken, sagt der alte Schiffer. Rostock ist ja nicht weit! — Meine lieben, guten Jungens, bei den schlechten Zeiten!

Ja, ja, ja, sagt Theodor und steht auf. Da steht auch Peter Jungmann auf: Kindings, Kindings, es geht nicht! Das Wetter schlägt um, mit diesem Südost kommt ihr nicht mehr 'rüber!

Das wär' dumm, sagt Theodor und bleibt stehn.

Bedenken Sie sich das zweimal, meine Herren! spricht Peter Jungmann fort. Der Lootsencommandeur meint, es giebt Sturm . . .

Hm! sagt Theodor und setzt sich wieder hin.

Da steht mein Bruder ihm gegenüber, hinter dem Tisch: Hast du Furcht? sagt er.

Auf dieses Wort springt Theodor wieder auf, drückt sich den Hut auf den Kopf und will gleich zur Thür. Wohin? fragt der Schiffer.

Nu, nach Nysted! sagt er. Wo liegt deine Yacht?

Der Alte hebt vor Freude das kranke Bein, daß ihm gleich der Schmerz das ganze Gesicht verzieht; — Jungens, sagt er, Gott im hohen Himmel soll euch das vergelten! Peter Jungmann, Sie können uns nicht belehren. Sie waren ja wol nur als Wickelkind auf See. Ich gebe

euch meine Yacht, ihr werdet sie mir wiederbringen; das hat nichts zu sagen. Unten beim Dampfbagger, da liegt sie; fix und fertig!

Und er sagt den Beiden noch Alles, was sie wissen sollen; auf die Leute, die dreinreden wollen, wird nicht mehr gehört; und nach 'ner guten halben Stunde segeln sie schon hinaus. Der Südost ist noch gut; eine Stunde, auch zwei, geht's mit vollem Wind. Theodor hat das Steuer und singt sacht vor sich hin, als wär's eine Lust, oder als ging's zum Liebchen; und immer hoch auf und ab, wie die Wellen gehen, schlägt meinem Bruder das Herz. Dann wird's still, und die Segel flappen. Und im Norden wird's dunkelblau, steigt dann blauschwarz zum Zenith hinauf und darüber weg, und die See wird hohl: denn der Nordnordost hat die Macht gekriegt und schmeißt die Wellen, die ihm entgegenlaufen, auf das Land zurück. Theodor sagt nicht viel, aber blaß wird er. Und sie schweigen Beide. Es kommt so eine wilde, verrückte Freude über meinen Bruder . . . Sein Gewissen rührt sich; aber er schlägt sich mit der Faust auf die Brust, und ihm ist auch, als würd' es danach still. Der Wind heult in den

Segeln, wirft die Yacht herum. Wir müssen also zurück! sagt Theodor. Peter Jungmann hat Recht!

Freilich! sagt mein Bruder.

Glaubst du, daß wir zurückkommen? sagt der blasse Mensch laut, die Hand vor dem Mund, da ihm der Sturm die Worte von den Lippen wegnimmt. Mein Bruder zuckt die Achseln; antworten mag er nicht. Die See schlägt herein; er hält sich am Mast, zieht die Segel an. Die alte Nußschale tanzt nur so dahin, auf die Küste zu; und während ihm auf einmal grauenhaft zu Muth wird, kommt ihm ein alter lateinischer Vers in den Sinn, den er auf der Schule gelernt, an den er nie mehr gedacht hat: der summt ihm nun fort und fort im Ohr, oder wo es ist. Ein Vers, der einen Seesturm zu beschreiben anfängt ... Wie komm' ich nur auf diesen Vers? denkt er. Was soll ich jetzt mit dem Vers ... Und um ihn los zu werden, reißt er an den Schoten, läßt die Segel los. Der Wind nimmt sie, peitscht sie hin und her und haut sie ihm ums Gesicht.

Bist du toll? ruft der Andre. Geh' ans Steuer! ruft er, da sich mein Bruder nicht rührt. Und wie der

Blitz ist er neben ihm, und der zarte Mensch kämpft mit Wind und Segel wie ein Riese, hält sich kaum auf Deck, aber er hält sich noch; und während mein Bruder mechanisch, wie auf Commando an das Steuer tritt, refft der Andre die Segel ein, die in Fetzen flattern, und mit den blutigen Fingern bindet er sie fest. Dann springt er auch an's Steuer, und da stehen sie beide; die hohe See wandert von Zeit zu Zeit über sie weg. Rettungslos geht's dem Lande zu; links bleibt Warnemünde, wo sie hergekommen, der Nordost treibt das Ding wie ein Stück Holz gegen den heiligen Damm — gegen diesen Damm hier. Mein Bruder macht die Augen zu, denn ihm steht ein unsinniges Bild vor dem Gesicht: seine Mutter sitzt vorn, beim Klüver, in einem hellen Kleid oder Hemd, oder was es ist, und sieht ihn traurig an, ohne sich zu rühren. Die Frau ist ja todt, denkt er; was will sie. Warum sitzt sie hier . . . Dann aber schlägt ihm Jemand mit der Faust auf's Herz. Ist das Theodor? denkt er. Und er reißt die Augen auf und sieht nach ihm hin. Der aber steht da, regt und rührt sich nicht; die nassen Haare hängen ihm in's Gesicht, todtenbleich ist er, hat die Augen

geschlossen, — wie ein ertrunkener Mensch, den man unnatürlicher Weise auf die Beine gestellt hat. Und erst nach einer Weile sagt er „Philippine!“ vor sich hin. Dann aber sieht er auf, wie wenn er erwacht wäre, und sieht meinen Bruder an, und deutet mit dem Kopf auf die flache Brandung, in die sie hineinfahren. Da ist eine Stelle, wo die Schaumwellen hoch und spitz hinaufschlagen; und grade auf diese Sandbank treibt der Teufel sie zu. Meine Herren, da draußen könnten Sie sie sehen, wenn Sie etwas höher, zum Beispiel auf der Landungsbrücke ständen; an der helleren Farbe der See könnten Sie sie erkennen. Auf diese Sandbank mußten sie, da war nicht zu helfen . . . Krach! sagt's, und sie sitzen fest. Und jede Welle schlägt nun über Bord, und jede rennt das Ding fester in den Grund hinein, und endlich wird's aus einander brechen, und dann gute Nacht!

Aber der Unglückliche — den Theodor mein' ich — klammert sich natürlich noch an's Leben; er rafft ein paar Stricke zusammen, klettert hinauf in den Mast und bindet sich fest. Und allein sterben will mein Bruder nicht . . . Er hat in der ersten Stunde, als sie noch seewärts fuhren,

einen Zettel beschrieben, ohne daß Theodor es gesehen hat; darauf steht ungefähr geschrieben: „Wir gehen unter, Theodor Z.... und ich. Man soll dem Schiffer W.... seine Yacht „Mathilde", und was er sonst verliert, aus meinem Vermögen und Eigenthum ersetzen. Dies mein letzter Wille." Und darunter sein Name. In eine leere Flasche hat er diesen Zettel gesteckt und einen starken Kork hineingetrieben; — jetzt wirft er die Flasche in die Brandung hinein, in der sie zum Ufer tanzt. Und da ihn eben eine hohe Welle über Bord reißen will, klammert er sich an Alles an, was zu fassen ist; — denn er klammert sich an's Leben, ohne daß er's will, ohne daß er weiß, wie ihm das geschieht. Dann klettert er dem Andern nach, und unter ihm bindet er sich fest. Hülfe! Hülfe! Hülfe! ruft über ihm Theodor, immer und immer wieder, in den Sturm hinaus. Rettet uns! Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Hier am „heiligen Damm" hatte man die Yacht schon gesehn, natürlich; was Beine hatte und darauf gehen konnte, kam jetzt an den Strand; aber es war Winterszeit, meine Herren, nicht warmer Sommer wie jetzt, wo die Badegäste aus allen Gegenden kommen und die hübschen

Häuser da rechts und links lebendig werden. Nur ein paar Leute bleiben hier im Winter, und weiter auf und ab stehen Fischerhütten, vielleicht auch ein Jägerhaus in der Nähe, — ich weiß nicht; — nun, die liefen denn alle und sahen, was da vorging, und hörten die Hülferufe, die der Sturm herantrieb. Aber wie sollten sie helfen; das war ganz unmöglich. Die nächste Rettungsstation ist Warnemünde, wie die Herren wohl wissen, die ist zwei Meilen entfernt; und wenn man auch durch den Telegraphen dorthin melden wollte: kommt hierher und helft! — es konnte ja kein Boot in die See hinaus bei dem rasenden Sturm. Das alles geht denn auch meinem Bruder durch den Kopf, während er da oben so hängt; und es schneidet ihm nur fort und fort das Herz entzwei, über sich rufen zu hören, und ihm ist, als wären sie auf Golgatha an das Kreuz genagelt, und er sehnt sich: wär' es erst vorbei! bräch' es erst auseinander und mit uns hinunter! — — Stunde auf Stunde vergeht, aber die Yacht hält's aus. Es wird Abend, Menschen auf Menschen sammeln sich am Strand; man hat offenbar Boten nach Doberan geschickt, Herren zu Pferde kommen aus dem Wald hervor, Beamte

oder was sonst. Das zieht und rennt auf und ab, und kann ja nicht helfen . . . Es wird Nacht; nun zünden sie Fackeln an, aber der Sturm löscht sie aus. Da kommt etwas gezogen, was mag das sein: sehen kann es mein Bruder wohl, denn es sind Lichter dabei, aber nicht erkennen. Eine dunkle Masse hat sich herbewegt wie ein gewaltiges Thier; die bleibt nun am Ufer stehn. Was ist das? Ein Rettungsboot, das zu Lande herkommt? — Menschen sind dabei; Lichter ziehen noch eine Weile hin und her, wie die Funken in einem glimmenden Stück Papier. Dann wird's aber auch schwarze, undurchdringliche Nacht, und eine lange, lange Winternacht, und nur Gott kann helfen!

Der Sturm braust aber fort, durch die ganze Nacht. Und die Beiden hängen immer noch da oben am Mast, durch die ganze Nacht. Wenn meinem Bruder einmal die Gedanken und Sinne vergehn, — oder wenn er denkt: wie kann das sein, wie kann ein Mensch das so lange ertragen, warum reißen die Stricke nicht, warum stirbt man nicht, warum reißt man sich nicht los und stürzt in die See — immer kommt noch aus irgend einem Winkel etwas Lebenskraft und klammert sich an den Mastbaum,

als wär' der das Leben; und so lange die Yacht noch will, will auch noch der Mensch; und einmal den Tag noch sehn, und das Ding da sehn, das am Ufer steht: denn was ist es, was ist es! — Und von Zeit zu Zeit, aber immer heiserer und immer schwächer, stößt noch der Andre über ihm seinen Hülferuf aus; und jedes Mal ist dann meinem Bruder, als wäre da eine Ramme über ihm, die auf ihn niederfährt; und jedes Mal geht ihm ein Seufzer aus der Brust. Herr mein Gott, denkt er, so hab' ich's ja nicht gedacht; auf den Grund fahren und dann untergehn, und dann Alles vorbei!

Und so wird es Tag. Und wie es Tag wird, kann er's nun erkennen: das dunkle Thier da am Strand ist wirklich das Rettungsboot; und alle die Männer, die sich da versammeln, haben es die langen Meilen auf der Fahrstraße hergezogen, um den Beiden zu helfen. Aber nun wollen sie nicht. Denn die See ist noch immer wie toll, durch diese Brandung bis an die Yacht zu kommen, ist nicht menschenmöglich! — Die vornehmen Herren von gestern reden ihnen zu, vom Mast kann man's sehn. Aber die Lootsen gehen nicht an das Boot heran; sie gehen

nicht; — und wenn sie jetzt nicht gehen, dann ist Alles zu spät, dann kann auch Gott nicht mehr helfen! — Nur Einer geht hin. Der Lootsencommandeur. Der muß es sein, denn mein Bruder kennt ihn; und wenn Einer, ein Einziger Muth hat, kann's kein Anderer sein als der Warnemünder Lootsencommandeur! — Und der winkt und winkt. Und nun kommen endlich drei oder vier von seinen Lootsen, und ein paar von den Fischern, die da gestern standen; — und so wahr ich lebe, denkt mein Bruder, und plötzlich stürzen ihm die blutigen Thränen aus den Augen, — so wahr ich lebe, sie schieben das Boot in die Brandung hinein, sie setzen das Leben dran, um es uns zu retten!

Da hört er über sich den Armen, den Theodor, der noch einmal rufen will, aber nur ein heiserer, ächzender, erbärmlicher Ton kommt ihm aus der Kehle. Da geht meinem Bruder gleichsam das Eis vom Herzen, von jenem Abend, als er vor der „Fähre" stand; und er, der bis zu diesem Augenblick nicht rufen wollte und nicht rufen konnte, hebt seine Stimme jetzt so hoch, wie er noch kann, und ruft ihnen zu wie in Theodor's Namen: Hülfe! Hülfe!

Hülfe! — Und wie ihm nun um's Herz war, meine lieben Herren, können Sie sich denken: Die kämpfen da unten mit der Brandung wie Verzweifelte, der Lootsencommandeur und seine Leute, immer dringen sie vor, immer wirft die wilde See sie wieder zurück; im winterkalten Wasser, das ihnen ja das Blut in den Adern, das Mark im Gebein steif und starr macht, kämpfen sie stundenlang; er aber hängt da oben, und sie wissen nicht, was für Einer da hängt. Und dieser Lootsencommandeur, denkt er bei sich, der hat Weib und Kind, und für ein paar Menschen, von denen er nicht weiß, wer sie sind, wirft er sein Leben in's Wasser; ich aber, für den er's thut, ich bin ein schlechter, elender, verworfener Mensch, und ein Mörder bin ich, und in die See müßten sie mich werfen, statt daß sie mich retten! — Darüber fängt er denn zu schluchzen an, — und das thut ihm gut. Er denkt: mach' dich los und wirf dich selbst in die See; aber die steif gefrorenen Glieder können das nicht mehr. Er bleibt hängen und schluchzt und sieht Denen da unten zu. Und wie viel Stunden und Minuten noch darüber vergehn, kann er nicht sagen, denn er weiß es nicht: er hat keinen Verstand mehr, um die Zeit zu

fassen; er sieht nur, sie kommen näher, und sie sind noch immer nicht da — und sie sind endlich da. Dann werfen sie ihm etwas zu, und er träumt, daß er vom Mast herunter in ein Boot kommt, und dann träumt er nichts mehr.

Als er die Augen wieder aufmacht, liegt er in einem Bett. Der Warnemünder Doctor, den er von früher kennt, steht ihm gegenüber. Es ist ein helles, großes Zimmer, in dem er liegt. Rechts ist noch ein Zimmer, durch die offene Thür sieht er da hinein. Da liegt Theodor, auch in einem Bett; der hat aber die Augen noch nicht offen und sieht kreidig aus. Und die schöne kleine Philippine sitzt neben Theodor, mit ganz nassem Gesicht, in das ihr die Haare hereinfallen. Du wirst mir doch nicht sterben, Theodor! wimmert sie vor sich hin; wirst mir doch nicht sterben!

Indessen der Doctor lächelt dazu und schüttelt den Kopf.

Er wird also nicht sterben, denkt mein Bruder, und das ist ihm der erste tröstliche Gedanke; — aber ich muß sterben, denn wie kann ich noch leben! — Und von alledem, was ihm der Doctor sagt, wie es gegangen ist und wo

sie sind — nämlich im Warnemünder Krankenhaus, oder wie sie's nennen — und wie er sich nun halten soll, davon hört er nicht viel; es geht ihm nur immer ein Gedanke durch den Kopf, und endlich fragt er den Doctor: Lieber Doctor, sagt er, ist der Herr Lootsencommandeur gut davongekommen, und könnt' ich ihn bitten lassen, daß ich ihn einige Augenblicke sehe?

Der Doctor schüttelt den Kopf. Heute nicht! sagt er. Der hat die ganze Zeit im kalten Wasser gestanden, bis er mit dem Boot durch die Brandung kam, seine Beine waren todt bis an die Hüften, so kam er hier an. Wir haben stundenlang gerieben, bis sie lebendig wurden; und nun soll er schlafen. Auch hat ihm ein Tau den Daumen aus dem Gelenk gesetzt; doch da konnt' ich bald helfen, das hat nichts zu sagen. Jetzt wird es Nacht, — und ich muß zu dem Andern, der da eben wach wird. Also trinken Sie das da aus und danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie das Leben noch haben!

Wie soll ich ihm dafür danken, denkt mein Bruder bei sich. Kann ich ihn morgen sprechen? fragt er dann den Doctor.

Morgen, ja; und nun gute Nacht!

Die Nacht geht vorüber; und als mein Bruder am Morgen ziemlich spät erwacht, sitzt der Lootsencommandeur an seinem Bett. Dem sieht man nicht mehr an, was er durchgemacht hat; als hätt' er gestern Fische gefangen oder eine Segelfahrt auf dem stillen Breitling gemacht, so sitzt er gemüthlich da, mit seinem freundlichen, seelenguten Gesicht, und sieht meinen Bruder mit so einem kindlich tröstlichen Lächeln an, daß es ihm durch's Herz geht. Ich dank' Ihnen auch, Herr Lootsencommandeur, sagt mein Bruder und fängt an zu weinen; und haben Sie die Güte und machen Sie die Thür zu nach der andern Stube; ich möcht' Ihnen etwas sagen — Ihnen allein, Herr Lootsencommandeur!

Der wundert sich, aber er geht hin und schließt die Thür; und mein Bruder sieht noch, daß in der andern Stube Theodor auf dem Bett sitzt, Philippine auf einem Stuhl; blaß ist Theodor noch, aber er lächelt und streichelt ihr das Gesicht. Darauf kommt der Lootsencommandeur zurück und setzt sich wieder hin. Und mein Bruder nimmt sich zusammen und sagt: Herr Lootsencommandeur, ich kann nicht mehr leben! Aber der Mensch will doch einen

Menschen haben, dem er noch anvertrauen kann, wie es in ihm aussieht; Alles, was gut und was schlecht ist; — sehen Sie mich an, ich bin ein schlechter Mensch. Und Sie sind so gut! — — Daß Sie mir das Leben gerettet haben, Ihnen dafür zu danken wird mir schwer, Herr Lootsencommandeur. Aber Sie haben mir auch klar gemacht, wie schlecht ich bin, und dafür, Herr Lootsencommandeur, muß ich Ihnen danken. Und Ihnen möcht' ich beichten, wie's gekommen ist. Haben Sie die große Güte, hören Sie mich an!

Der sagt nichts, hört ihn ruhig an; und mein Bruder sieht ihm in die großen freundlichen blauen Augen und erzählt es ihm, Alles, wie es ist. Und es stört sie Niemand. Der Lootsencommandeur hat kein Wort gesprochen. Nun sehen Sie ein, sagt mein Bruder endlich, daß ich das nicht überleben kann. Ich bin auch ganz mit mir einig. Wenn Sie mir nur noch einmal die Hand geben könnten, Herr Lootsencommandeur, daß mir doch nicht so ganz von Gott verlassen zu Muth ist, daß gleichsam so etwas von Versöhnung dabei ist, wenn ich mich empfehle!

Er rückt die Hand auf der Bettdecke etwas vor und

hofft, der Lootsencommandeur wird sie ja wohl fassen; — aber der rührt sich nicht. Wenn Sie sterben, sagt der nach einer Weile, das ist wol nützlich für die Andern. Damit thun Sie wol etwas Gutes, mein' ich.

Wie verstehen Sie das? stammelt mein Bruder und sieht ihn groß an.

Nun, ich meine nur, sagt der Lootsencommandeur. Wer sich unter den Menschen unnütz aufgeführt hat und das einsieht, der will's ja gut machen; das ist ja natürlich. Und er will besser werden; das ist auch natürlich. Wenn Sie das alles dadurch thun, daß Sie sterben, dann läßt sich ja nichts dagegen sagen.

Ach mein Gott, sagt mein Bruder und seufzt. Was soll ich denn thun, Herr Lootsencommandeur! Ich bin so ein unglücklicher Mensch. Sagen Sie mir, was ich thun soll, Herr Lootsencommandeur! — Wenn Sie hier lägen, Sie an meiner Stelle — — Sie entschuldigen; das ist ja unmöglich — — was würden Sie thun!

Das will ich Ihnen sagen, antwortet Der. Zuerst würde ich machen, daß ich von hier fortkäme; denn die Luft hier — die Menschen mein' ich — thäte mir nicht

gut. Ich würde über das große Wasser gehen, nach Nordamerika, oder Brasilien, oder irgendwohin. Und wenn mir meine Hantirung bisher nicht gefallen hat, würd' ich es mit 'ner neuen versuchen — damit ich so recht einen neuen Menschen aus mir machte — und würde Farmer werden, oder Colonist, und nach dem Bibelwort leben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Und dann würd' ich die Augen immer offen haben, wo ich meinen Mitmenschen, den Nachbarn, den Armen und Leidenden, etwa nützen könnte; und das würd' ich thun. Und was ich ersparte, das würd' ich für die Kinder sammeln, die jene Beiden — in der anderen Stube — wol einmal kriegen werden; denn ich selber, ich heirathete ja nicht. Und weil ich nicht heirathete, und weil ich mit den jungen Mädchen nichts zu reden wüßte und sie nicht mit mir, so würd' ich es desto mehr mit der Menschenliebe halten, recht von ganzem Herzen; — und wenn ich dann einmal stürbe, dann sollten mir noch ganz andere Leute als der Lootsencommandeur von Warnemünde die Hand drücken!

Da richtet mein Bruder sich auf und sitzt aufrecht da, als wär' er erlöst; und ihm ist zu Muth, als hört'

er die Glocken läuten. Und er denkt gar nicht mehr nach, ob er leben oder sterben soll, er kann nicht mehr zweifeln. Er nickt ihm nur zu, dem Lootsencommandeur, und nimmt seine Hand und drückt sie; und hätt' sie so gern geküßt — aber er kann's nicht, er schämt sich. Ich will nun aufstehn und mich anziehen, Herr Lootsencommandeur, sagt er, als ihm endlich einfällt, daß er noch im Bett liegt. Ich bin ja gesund!

Und was wollen Sie dann thun? fragt der Lootsencommandeur. Sie sagen mir ja kein Wort!

Alles, was Sie thun würden, was Sie mir gesagt haben, alles das will ich thun! Und ich will immer denken, Herr Lootsencommandeur: am „heiligen Damm" war's, und am „heiligen Damm" haben Sie mich gerettet; und ein heiliger Damm hat mir geholfen, als ich mit Leib und Seele untergehen wollte; — jetzt geh' ich nicht mehr unter, glauben Sie mir das! — — Und mein Bruder fällt ihm um den Hals, er kann sich nicht anders helfen: Herr Lootsencommandeur! Herr Lootsencommandeur! Sie können nicht blos den Menschen das Leben retten, Sie können ihnen dann auch die Seele retten. Sie können

sie besser machen. Herr Lootsencommandeur, was sind Sie für ein glücklicher Mensch!

Der Erzähler war still geworden. Wir Andern, wir sagten nichts. Ich denke, alle Drei waren wir bewegt. Daß auch der Erzähler es war, brauch' ich nicht zu sagen; er suchte es zu verbergen, indem er seitwärts vor sich niedersah und mit seinen gebräunten Fingern Figuren in den Sand bohrte. Aber es war feucht unter seinen Augen; und ich bekenne offen, unter den meinen auch.

Nun, und ist's so gekommen? fragte der Rumäne endlich.

Ja, so ist's gekommen! Wie er's dem Lootsencommandeur versprochen hatte — ganz so ist's gekommen . . .

Ich stand auf. In diesem Augenblick sah Herr Dethloff zu mir empor und sah nun wohl, wie es mich bewegt hatte. Als ich langsam von den Andern weg auf das Wasser zuging, kam er mir nach.

Mit Ihrer Erlaubniß! sagte er bescheiden, die Stimme dämpfend. Ich wollte nur sagen . . . die Geschichte ist Ihnen zu Herzen gegangen, wie ich sehe.

Gewiß, antwortete ich.

Mehr noch als den andern Herren.

Ich weiß nicht.

Ich glaub' es, lieber Herr, fuhr er fort, indem er mich dankbar ansah. Sie sind Schriftsteller, Sie suchen ja zu erforschen, wie's in den Menschen aussieht; da ist's natürlich, daß Sie noch mehr Mitgefühl haben als die Andern ... Ich will heute noch nach Doberan, lieber Herr. Morgen nach Warnemünde, — Sie denken sich wohl, zu wem. Erlauben Sie mir noch eine Frage?

Ich bitte.

Er zögerte. — Sie haben sich wohl schon gedacht, nicht wahr: wie kommt er dazu, das alles so gut zu wissen? so, wie wenn er dabei gewesen wäre?

Ich sah ihm offen in's Gesicht. Ja, antwortete ich; das habe ich gedacht.

Sehen Sie, von Ihnen möcht' ich auch nicht fortgehn, ohne Ihnen zu sagen . . . Aber nun hab' ich's ja wohl eigentlich schon gesagt!

Ja, erwiderte ich.

Sehen Sie, fuhr er fort, vor sich niederblickend, — wenn ich zurückdenke an den heiligen Damm und an jene Zeit, dann ist mir's so fern, als hätt's ein Andrer erlebt; als hätt's mein Bruder erlebt . . . Ich bin wirklich ein neuer Mensch geworden, so zu sagen . . . Lieber Herr, ist der Mensch im Stande, seine Natur zu verändern? Wie gern er's auch wollte, dazu ist er nicht im Stande; wie Gott uns geschaffen hat, müssen wir wol bleiben. Aber an uns arbeiten können wir ja doch, daß wir da stärker werden, wo wir schwächer waren; und daß wir auch das, was an uns nicht gut ist, doch zum Besten kehren; und daß wir in uns und mit uns guten Frieden machen. Oder wenn ich mich nicht ansprechend ausdrücke, Sie verstehen mich wol — —

Ich verstehe Sie, glauben Sie mir, antwortete ich; und für Ihr Vertrauen dank' ich Ihnen von Herzen!

Sie brauchen den andern Herren nicht zu sagen —

Ich schüttelte den Kopf.

Aber wenn Sie der Welt einmal erzählen wollen, wie die Sache war — ganz wie sie war — so denken Sie nur: dem Colonisten in Brasilien, dem ist es recht! —

II.

Der Mitschuldige.

(1878.)

I.

Ach, gehen Sie doch noch nicht fort! sagte Fräulein Amélie zu Herrn Wenzel, der nach seinem Hut griff. Was wollen Sie zu Hause in dem kalten Zimmer! Gehen Sie doch noch nicht fort!

Herr Wenzel stand, den abgeschabten, schwarzen, hohen Hut in der Hand, neben dem braunen, runden Kachelofen in einer hellblauen Stube und sah durch das Fenster in den Nachthimmel und auf die Schiffe hinaus, die im Rostocker Hafen lagen. Warum sollte ich noch nicht fortgehn, antwortete er, ohne Fräulein Amélie anzusehn. Unsere Stunde ist ja aus. Ich habe ja das Vergnügen gehabt, Ihren Aufsatz zu lesen. Ich habe darunter geschrieben: „Sehr befriedigt“. Warum sollte ich nun nicht gehn. Gute Nacht, Fräulein Amalie.

Ach, warum sagen Sie immer „Amalie“, erwiderte

das Mädchen. „Amélie“ ist doch hübscher! musikalischer! — Ich hab' einmal eine Schulfreundin gehabt, die mich „Male“ nannte; die hab' ich zuletzt gehaßt; wahrhaftig . . . Gehn Sie doch noch nicht fort.

Warum sollt' ich nicht fortgehn, wiederholte er. Ich habe ja schon das Vergnügen gehabt, in Ihrem Aufsatz zu lesen, daß die Liebe das Höchste und Schönste in diesem Jammerthal ist. Ich habe schon mehr als einmal die Ehre gehabt, Fräulein Amalie, von Ihren Empfindungen für diesen unbekannten Jüngling aus der Fremde zu hören. Sie wollen mir wieder davon erzählen. Wozu sollt' ich das hören. Wer weiß, ob es mich ebenso glücklich macht, wie Sie. Also gute Nacht!

O du frommer Gott! sagte das Mädchen und seufzte. Wollen Sie mich nicht einmal ansehn?

Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er warf einen unfreiwilligen Blick auf die hohe, volle Gestalt in dem dunkelgrünen Hauskleid, das sich so angenehm an die Formen schmiegte. Fräulein Amélie stand, die Hände hinter sich, an die Kommode gelehnt, und schaute ihm mit ihren etwas übergroßen, flachliegenden, leuchtenden blauen

Augen kokett vorwurfsvoll in das blasse Gesicht. Sie war fast zu groß, und was man von Knochen an ihr sah, war nichts weniger als zerbrechlich; aber die Natur hatte dieses beinerne Gerüst so anmuthig mit Fleisch und Blut bekleidet, daß es für Wenzel besser gewesen wäre, die Betrachtung der Schiffsmasten im Strom nicht aufzugeben. Fräulein Amélie's Thusnelden-Gestalt war in diesem Zustand völliger, üppiger Reife angelangt, die sich nicht immer mit der nöthigen Kaltblütigkeit betrachten läßt; ihr rundliches Gesicht war wie eine Apfelblüthe, und selbst ein gewisses dümmlich holdes Lächeln stand ihr gut. Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er ließ seine hohe Gestalt so zusammensinken, daß er kleiner erschien als sie; was er doch nicht war. Haben Sie noch etwas zu befehlen? murmelte er dann und versuchte es mit einem matten Lächeln.

Jesus, Gottes Sohn! wie Sie immer reden! — Ich hab Ihnen noch nie etwas befohlen; ich bin Ihre dankbare, dankbare Schülerin; ich verehre Sie; ach das wissen Sie ja. Stellen Sie doch den Hut wieder auf den Stuhl! — Ihnen verdank' ich ja Alles! — Wie Sie das erste Mal

zu uns kamen, als ich ja noch so ungebildet war, daß es Gott im Himmel jammern konnte — und Sie mir sagten: „Bildung macht frei“ — und „Freiheit macht uns zu Menschen“ — das hat mich so gehoben, so gehoben, ich kann's Ihnen nicht sagen. Nehmen Sie doch wieder Platz! — Und Sie haben viel Geduld mit mir gehabt; und nie, nie werd' ich's Ihnen vergessen. Und es passirt mir wol noch manchesmal, daß ich ein ungebildetes Wort gebrauche, weil ich's so gelernt habe; ich bedarf noch manchmal einer Reparatur — (er wollte sie unterbrechen, aber sie sprach fort:) doch was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß mein Vater ein Gastwirth am Hafen, für die Seeleute, ist, und keine Bildung gelernt hat; und wär' ich immer mit Ihnen, dann sollte mir nichts mehr passiren — das weiß ich gewiß! — — Ach Gott ne ja, warum sehen Sie mich so an. Sie wollen mir durch die Blume sagen: ich könnte ja immer mit Ihnen sein, wenn ich wollte; wenn ich Sie heirathen wollte —

Ich will gar nichts sagen, fiel er ihr in's Wort; aber so kalt und ruhig, wie er sich's gedacht hatte, kam es ihm nicht über die Lippen. Wie könnte ich mir heraus-

nehmen wollen, Sie zu heirathen, Fräulein Amalie. Ihr Vater hat ein gutes Geschäft und ein hübsches Vermögen; ich habe kein Geschäft und kein Vermögen. Sie sind jung, ich bin alt!

Ach, vom Alter wollen wir nur nicht reden! antwortete sie treuherzig. So ein junger Krabauter bin ich ja auch nicht mehr — — Aber „Krabauter" ist ja wol kein gebildetes Wort. Wie kommt mir das in den Mund! — Wir Plattdeutschen haben so viele unpassende Wörter — — Wovon sprachen wir. Zeigen Sie doch nicht mit dem Finger auf Ihre hohe Stirn! Sie sagen „Kahlkopf" dazu; ich sage, das ist nur eine hohe Stirn; eine „Denkerstirn". Und „phantasievolle" Menschen bleiben ja immer jung, wie ich in einem von Ihren Klassikern gelesen habe; und Sie sind gewiß ein phantasievoller Mensch! Sie haben nur viel zu viel Phantasie; das ist Ihr Unglück, Herr Wenzel! — Und haben Sie nicht einen schönen, herrlichen Beruf: zu unterrichten — Bildung zu verbreiten —

Und abzuschreiben —

Ja, Sie schreiben sich todt; blos damit Sie Ihre kleinen Nichten ernähren können — — ach, Sie sind ja so ein

guter, guter Mensch! — Stehn Sie doch nicht auf. Sie sollten sich noch ein bischen verpusten — — Sie sollten noch ein bischen ausruhen! berichtigte sie sich und ward roth. Es wäre mir ja eine hohe Ehre, Ihre Frau zu sein; — nein, wahrhaftig und Gott! — Aber ich werde nie heirathen; nie, nie, nie —

Also auch nicht den Gastwirth zum „Cap der guten Hoffnung"? fragte Herr Wenzel.

Mit was für einem sonderbaren Ton Sie das aussprechen! antwortete sie und ward wieder roth. Dann ereiferte sie sich plötzlich: Den sollt' ich heirathen? So eine Quadux? So ein tralliges, appeldwatsches Gestell?

Herr Wenzel lächelte.

Ach Gott, ich war ja wol wieder gar zu ungebildet! unterbrach sie sich und legte die großen, vollen Hände einen Augenblick vor's Gesicht. Verzeihen Sie —

Bitte sehr! Thun Sie sich keinen Zwang an. Für diesen Wirth zum Cap der guten Hoffnung sind diese alten Kernworte sehr gut —

Warum müssen Sie denn das vom Cap und so weiter noch einmal sagen! fiel sie ihm in's Wort. Und Sie

thun's auch nur aus Eifersucht; — aber wie Sie auf diesen Jammerlappen eifersüchtig sein können, das muß mich doch von Ihnen wundern, Herr Wenzel. Ich Den heirathen! O Gott! — Er kann sich was prosten lassen! Lieber gehe ich in die Warnow, wo sie am tiefsten ist!

Herr Wenzel murmelte hierauf etwas, das sie nicht verstand. Was sagen Sie? fragte Fräulein Amélie. Das darf man wohl nicht sagen, Herr Wenzel: „er kann sich was prosten lassen?"

In einem deutschen Aufsatz müssen Sie's nicht schreiben, antwortete er sanft; aber für diesen Wirth zum Cap der — — für den war es gut! — — Uebrigens was hilft das. Sie wollen nicht heirathen, sagen Sie. Aber für den Jüngling da aus der Fremde, den jungen Schweden, für den schlägt Ihr Herz. Heirathen wollen Sie ihn also nicht; — also was wollen Sie thun?

Ach Gott! ach Gott! wie Sie fragen. Ach, wie schlecht Sie sind; — und Sie sind doch so gut. Was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß diese unglückliche Liebe so über mich gekommen ist; wie in den Romanen und in den Trauerspielen; — ja, eine unglückliche Liebe — sehn Sie mich

doch nicht so von der Seite an — — Eine unglückliche Liebe, denn so ein feiner, vornehmer, reicher junger Mensch, und so ein Adonix, ach der heirathet mich nicht! — Aber ein rechtschaffenes Mädchen bleib' ich doch, Herr Wenzel; ja, und wenn Sie auch die Stirn zwischen Ihren Augenbrauen zehnmal zusammenziehn — gut bleib' ich doch; — ja und wenn Sie auch — —

Sie hörte plötzlich auf zu reden, denn sie fing an zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch, das sie ganz zusammengedrückt hatte, auseinander, legte es sich vor die Augen und schluchzte.

Hm! murmelte Herr Wenzel, der ihr gegenüber saß, und starrte sie, durch diesen Ausbruch etwas geängstigt, an. Er beugte sich vor, als müsse er ihr irgendwie zu Hilfe kommen; sein Gesicht verzog sich, weil er selber weich wurde; denn für lautes Weinen hatte er eine unglückselige Empfindlichkeit, und wie sollte er nun gar Fräulein Amalie ruhig schluchzen hören. Dazu war sein Gemüth ohnehin in trauriger Verfassung . . . Er schwieg, aber er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her; doch als er dieses alte, wackelige Gestell knarren hörte, saß er

wieder still. Fräulein Amélie weinte fort, hinter ihrem Tuch. Darüber erwachte seine Phantasie, denn es bedurfte immer nur wenig, sie zu wecken. Er sah in die Zukunft hinaus . . . Er sah diesen verhaßten „Jüngling aus der Fremde“ vor sich; er kannte ihn nicht, aber er stellte ihn sich vor: schlank, blond, unverschämt jung, in einem feinen Pelz, mit einem kalten Lächeln um den mädchenhaft kleinen Mund. Amalie lag vor ihm auf den Knien: heirathe mich! heirathe mich! stöhnte sie; du hast mich rechtschaffenes Mädchen in die Schande gebracht! — Doch der infame junge Schwede lächelte dazu, bewegte nur abwehrend seinen rechten Pelzärmel, und trat von der Brücke auf's Schiff: denn den Herrn Wenzel hatte seine rasche Phantasie plötzlich in den Hafen, an den Fluß, zur Schnickmannsbrücke geführt. Die Brigg „Gustav Adolf“, mit der schwedischen Flagge, stieß ab. Der Verführer stand an Bord und lächelte. Mit einem fürchterlichen Schrei hob die verlassene Amalie ihre Hände und sprang in den Fluß . . . Da schwimmt ja auch schon ihre Leiche hinter dem Schiffe her. Wer schwimmt denn da neben ihr? Das ist er selbst — Gottlieb Wenzel. Er lebt; er schwimmt wie ein Fisch; er

knirscht mit den Zähnen, denn er lechzt nach Rache. Das Schiff segelt wie der Teufel den Fluß hinab, aber Gottlieb Wenzel ist schneller. Er holt es ein, er klettert hinauf, er steht auf dem Verdeck. Hab' ich dich, Verführer! ruft er dem zusammenbrechenden jungen Schweden zu; Elender! sieh hin, wer dort hinten schwimmt! — Und sein geöffnetes Taschenmesser schwingend, stößt er es dem Jüngling aus der Fremde in die Brust . . .

Jesus, Gottes Sohn! was machen Sie? rief das Mädchen aus und fuhr in die Höhe. Sie schlagen mir ja wol den ganzen Tisch in den Grund! — Herr Wenzel, was haben Sie — Gott soll mich bewahren —

Herr Wenzel stand auf, starrte auf den Tisch, den er mit der gehobenen Faust getroffen hatte, dann im Zimmer umher und auf Fräulein Amalie. Er sah, daß sie sich die letzte Thräne von der Wange wischte . . . Bitte sehr um Vergebung! stammelte er.

Sie schien nun zu begreifen, was ihm geschehen war; denn sie fing an zu lächeln. Endlich lachte sie laut.

Es war also noch nicht so schlimm: sie schwamm nicht steif und kalt hinter dem davonsegelnden „Gustav

Adolf" her, sondern in all' ihrer blühenden Ueppigkeit stand sie da und lachte. Sie lachte noch so, wie nur die Unschuld lacht . . . Er hatte nur geträumt, wie gewöhnlich. Es ward ihm etwas leichter um's Herz. Indessen, was nützte es, daß sie noch so dastand? — Nicht für ihn war sie so blühend, so hübsch. Diesen Andern liebt sie, der sie nicht heirathen wird. Und wie rechtschaffen sie auch ist, — wie wird's eines Tages enden . . . Er nahm wieder seinen alten, abgenutzten, hochstämmigen Hut. Bitte nochmals um Vergebung, sagte er mit einem unsicheren, getrübten Lächeln. Ich habe phantasirt; meine alte Schwäche. Das nimmt bei mir überhand. Fräulein Amalie, eine wohlschlafende Nacht!

Warum wollen Sie plötzlich wieder gehn? Weil ich eben gehojahnt habe — gegähnt, wollte ich sagen —?

Nicht weil Sie gehojahnt, auch nicht weil Sie gegähnt haben, antwortete Herr Wenzel. Aber wir haben uns ja ausgesprochen, Fräulein Amalie. Wir haben uns über Ihre unglückliche Liebe ausgesprochen; — was könnte uns nun noch interessiren, Fräulein Amalie. Ich will mit meinen Nichten zu Nacht essen. Gott segne Sie, und so weiter!

Sie wollen fort, wirklich und wahrhaftig? — Und Sie haben noch nicht einmal — seine Photographie gesehn; Sie wissen noch nicht, wie ich Denjenigen denn eigentlich kennen gelernt habe — wie er heißt — was er ist —

Herr Wenzel richtete seine lange, breitschultrige Gestalt, die er gewöhnlich etwas nach vorne neigte, steif und störrig auf. Ich wünsch' es auch nicht zu wissen, Fräulein Amalie, sagte er, ohne sie anzusehn. Ich habe kein Interesse für seine Photographie. Ich — — hasse ihn, setzte er hinzu.

Ach Gott! seufzte das Mädchen.

Sie waren beide still. Sie nahm eine Stricknadel vom Tisch und rieb sich damit die Stirn. Er ging langsam zur Thür.

Ach, ich bin ja auch nicht glücklich! sagte sie endlich, wie um ihn zu trösten. Sie gehn also wirklich fort . . . Ich hab' noch was in Petto, Herr Wenzel: diese Knallbonbons für die Zwillinge, für die kleinen Nichten. Der Capitän von der „Pommerania" hat sie mir geschenkt. Ach, diese lieben kleinen Zwillinge, diese Waisenkinder, die immer so mager sind — aber immer so putzlustig, so ver-

gnügt. Ach, Herr Wenzel, nehmen Sie doch diese kleine Tüte, und küssen Sie die Zwillinge von mir!

So langsam, wie er gegangen war, kam er zu ihr zurück. Fräulein Amalie, Sie sind ein gutes Mädchen, sagte er gerührt. Ich danke Ihnen für die Düte. Lassen Sie mich nun gehn!

Ja, nun sollen Sie gehn; aber wie sehn Sie leeg aus — — schlecht, wollt' ich sagen. Auch so mager, Herr Wenzel — — Nu hören Sie einmal da unten den Hopphei in den Gastzimmern; wie Die wieder marachen! Dieses Juchen und Hucheln; — wie wenn es auf der Welt keinen Kummer gäbe, Herr Wenzel; wie wenn Alles auf der Welt so wäre wie es müßte; — ach, geben Sie mir wenigstens die Hand. Ich möchte Ihnen so gern viele Freude machen; ich verehre Sie . . . Aber hören Sie einmal dieses Takelzeug! Dies Gerafter da unten — — Ist das ein Schriftwort, Herr Wenzel?

Nein, es ist kein Schriftwort; und lassen Sie meine Hand!

Sie sind so blaß, Herr Wenzel; und so mager, wie die Zwillinge; — Sie leben wol auch von Naphta und

Ambrosia, wie die alten Götter! — Und ich dagegen, ich werde so pummelig . . . Wie viel Ungerechtigkeit gibt es auf dieser Welt! — — Sie müssen sich stärken, Herr Wenzel; — übrigens, das hätt' ich doch gleich in den Tod vergessen: Sie bekommen ja noch Ihr — Ihr Honorar für die letzten Stunden. Mein Papa hat mir's heut gegeben. Für sechzehn Stunden, nicht wahr. Bitte, nehmen Sie!

Herr Wenzel runzelte die Stirn, um nachzudenken, und schüttelte dann den Kopf. Sie sind im Irrthum, Fräulein Amalie. Was reden Sie von sechzehn Stunden; es sind nur noch zehn. Alles Frühere hab' ich schon bekommen.

Das weiß ich besser, erwiderte sie keck, während sie sich abwendete, um ihm nicht in die Augen zu sehn. Sie sind ja ein so gescheiter und so gebildeter Mann; aber jeder Tütendreher kann besser rechnen als Sie. Und Sie haben ein schlechtes Gedächtniß für Geldsachen, weil Sie so viel Andres im Kopf haben; und ich weiß, was ich weiß. Ach Gott ne ja, nehmen Sie doch Ihr Geld; stehn Sie doch nicht so da!

Aber Sie irren wirklich — —

Machen Sie mich nicht böse! fiel ihm das Mädchen in's Wort und hob die Stricknadel, wie um ihn damit anzugreifen. Sie wollen mir wol was schenken, wie ich merke. Ich soll mich wol umsonst von Ihnen bilden lassen; damit Sie verhungern können — und die armen Zwillinge dazu. Wenn ich drei gezählt habe, Herr Wenzel, und Sie haben dann noch nicht genommen, was Ihnen zukommt, — dann stoß' ich Ihnen dieses Schwert der Rache in die Brust!

Herr Wenzel lächelte; wehmüthig und froh zugleich. Hab' ich mich wirklich verrechnet? fragte er dann unschuldig. Ich dachte doch —

Aber ich weiß! — Eins — zwei —

Er nahm das kleine Packet mit dem Geld, ehe sie Drei sagte, und hielt es in die Höhe. Was fang' ich damit an, sagte er; auf eine so gewaltige Summe hatt' ich nicht gerechnet —

Ich will Ihnen sagen, was Sie damit anfangen, fiel das Mädchen ein: Sie gehn zunächst in das warme Gastzimmer hinunter und vergönnen sich endlich einmal einen

guten Trunk, und eine Cigarre dazu; denn Ihre Nichten sind bei der alten Frau Schwäbke gut aufgehoben, und Sie, Sie leben nicht besser als ein Hund, und sehn aus wie Waddik und Wehdag'! Und zuerst aber lassen Sie sich ein englisches Beefsteak geben, mit oder ohne Zwiebeln, wie Sie wollen; und wenn Sie satt sind, dann denken Sie einmal an mich, aber freundlich; und bei dem Aufsatz zur nächsten Stunde, über „die weiblichen Tugenden", will ich mir alle, alle Mühe geben; — — nun, so gehn Sie, Herr Wenzel! Aber Sie kommen nicht erst am Mittwoch wieder, sondern morgen, oder übermorgen; Ansehn thut gedenken! Und trinken Sie von dem dunklen Bier, das geht Ihnen besser in's Blut; — und bedenken Sie nur, setzte sie leiser hinzu: ich bin auch nicht glücklich! — — Ach du mein Gott! — Gute Nacht. Fallen Sie nicht auf der Treppe, Herr Wenzel, gehn Sie sachting hinunter. Unsre alte Treppe ist so successive!

II.

Herr Wenzel folgte der Weisung, die Fräulein Amalie ihm gegeben hatte: er stieg mit Vorsicht hinab und trat dann in das vordere, größere der beiden Gastzimmer ein, in denen der Wirth zur „Stadt London", der Vater Amaliens, warme und kalte Speisen, milde und strenge Getränke an die seefahrende Bevölkerung verkaufte. Doch Kajütenjungen, Halbmatrosen und Vollmatrosen pflegten (zur Zeit, da diese Geschichte sich begab) die Gastzimmer der „Stadt London" nicht zu entwürdigen; hier erschollen die Flüche der Schiffscapitäne und Steuerleute, und Schiffsbaumeister, Segel- und Compaßmacher, alte ehrwürdige Seefahrer im Ruhestand holten sich hier ihre Sonntagsräusche. Als Wenzel die Thür zögernd öffnete und der Tabaksqualm ihm gleichsam seine bläulichen Wolken-Arme entgegenstreckte, war ihm danach zu Muth, wieder umzukehren; denn was

sollte er hier, die Landratte unter den Wasserratten. Jedoch Amaliens freundliche Worte fielen ihm wieder ein; und es war ihm doch ein wehmüthig wohliger Gedanke, sein Glas Bier unter ihrem Zimmer und bei ihrem Vater zu trinken. Er rieb sich die Augen, die an diesen beißenden Qualm nicht mehr gewöhnt, durch das nächtliche Abschreiben angegriffen und geröthet waren, hängte seinen Hut an die Wand und suchte sich einen Platz.

Beide Zimmer waren gefüllt; an langen Tischen saßen sie, Mann an Mann, wie die Krähen, oder um kleinere Tische zu Dreien und zu Vieren, Karten auf dem Tisch und in der Hand, lange und kurze Pfeifen im Munde. Alte Invaliden mit unzähligen Runzeln in so gedörrten Gesichtern, als hätten sie Jahre lang in der Sonne gelegen; junge Capitäne mit fast eleganten Backenbärten, mit fester, blühender Haut, und gewählt gekleidet. Grobe Fuhrmannsgesichter mit kleinen, blinzelnden Augen, die nie ein größeres Wasser als die Ostsee gesehen, mit kupferfesten Nasen, die nie etwas Besseres als russische Talglichter und grüne Seife gerochen hatten; dunkel verbrannte, magere, scharfäugige „Gallionen", die aus „der Atlantik" oder

sonst von „langer Fahrt" nach Hause kamen, die der Passatwind erfrischt und der Teifun gepeitscht hatte. Rothwein von „Burdauks", Rum aus „der Batavia", dunkles, schäumendes Doppelbier und „steifer" Grog schwammen in den Gläsern. Lustige Geschichten aus allen Welttheilen, Durcheinanderschelten der Spieler, Nothrufe von Durstigen, deren Gläser leer waren, durchschwirrten die tabakschwere Luft. Dann fuhr einmal wie eine frische Bö dröhnendes Lachen über einen fürchterlichen Seemannswitz dazwischen; dann wieder ward es still. Herr Wenzel blieb stehn, blickte umher und horchte. Niemand gab auf ihn Acht. Endlich sah er hinter sich, nahe bei der Thür, den einzigen leeren Tisch, der dort einsam stand. Er nahm einen ausgesessenen Rohrstuhl aus der Ecke, rückte ihn an den Tisch, und ohne Geräusch setzte er sich nieder.

Herr Berring, der Wirth, kam heran; Amalie Berrings Vater, groß und blond wie sie, doch zu sehr in die Runde gewachsen. Er schwitzte stark, denn seine Gäste ließen ihm keine Ruhe; aber Behagen und Zufriedenheit leuchteten aus dem blühenden, backenbärtigen, lächelnden Gesicht. Gott soll mir 'nen Thaler schenken: Sie mal wieder bei mir!

rief er aus, und machte eine Art von Verbeugung, um seine besondere Ehrerbietung auszudrücken; denn vor Herrn Wenzel, dem „schriftgelehrten“ Mann, hatte er einen dunklen, feierlichen Respect. Seltene Ehre, Herr Wenzel! Womit kann ich dienen, wonach steht Ihnen der Gusto? — Beefsteak; Doppelbier. Sehr wohl, sehr wohl; haben wir alles, Herr Wenzel. Ist mir ein sehr angenehmes Rankonter; — mit Zwiebeln, sehr wohl, sehr wohl. Bildung muß sein, das weiß ich; und Sie machen ja aus meiner Tochter eine ordentliche Feine, Hochdeutsche, wie sich das jetzt gehört; — nicht durchgebraten; sehr wohl. Was meine selige Frau war, die war nicht für Bildung; und da mußte ich mich wol geben: und davon haben wir's nun, daß das Kind sich nicht so belernt hat, wie sie sollte und wollte. Aber da sitzt ja nun der Schriftgelehrte, unser Herr Wenzel, der den Schaden ausflickt. Von dem d u n k l e n Bier; ganz, wie Sie befehlen! — Ich machte mich gerne a u c h noch an die Wissenschaften; aber Sie wissen ja: was Hänschen nicht gelernt hat, und so weiter; der alte Kopf ist zu wedderdänsch; und aus einem Schweineschwanz läßt sich kein seidenes Halstuch machen. Karl,

einen doppelten Kümmel für den Herrn Capitän! Ahoy! Ahoy! — Mit ihrem gütigen Wohlnehmen, Herr Wenzel: ich muß in die Küche. Englisch, mit Zwiebeln; sehr wohl!

Herr Wenzel saß wieder allein, stützte den großen, haarbüschigen Kopf in beide Hände, und versank in seine Gedanken. Da oben sitzt sie nun, dachte er, über dieser Decke, und seufzt nach ihrem „Adonix". Wie in aller Welt ist's nur möglich, daß ein ehemaliger Candidat der Theologie sich in ein Mädchen vernarrt, das von „successiven Treppen" und „Adonixen" spricht, und einen Andern gern hat! — Und sie sagt mir's noch in's Gesicht: diesen Andern lieb' ich. Und ich alter Kindskopf — — Ehrlich wenigstens ist sie! Treuherzig; und so gut; ach, so lächerlich gut. Und diese Gestalt; diese frischen Wangen — — Wär' ich nie in dies Haus gekommen! Für die paar Thaler, die ich mehr verdiene, ist meine Seelenruhe hin. Ach, ein schlechter Handel! — Da sitzt nun so ein alter „schriftgelehrter" Narr, einsam und gottserbärmlich — — Recht hat sie: dieses Doppelbier ist gut. Und diese braune Farbe; dieser Glanz darin, wenn das Licht hindurchscheint. Wie der dunkle Bernstein, den ich als Junge am Seestrand bei der

Rostocker Haide fand; — ferne, ferne Zeiten! — Wie die Blasen aufsteigen; diese wilde Jagd, als kämen sie sonst zu spät. Seid ihr auch was, ihr kleinen Luftperlen, die ihr's so eilig habt; die ihr's nicht erwarten könnt, bis ihr da oben zerplatzt? Und wenn ihr nicht gleich zerplatzt, stürzt ihr auf einander zu, wie ein paar Liebende, und aus Zweien wird Eine — hast du nicht gesehn. Sachte, sachte, sachte, Jungfer Bläschen; ja, du da — — Weg ist sie. Mit Herrn Bläschen vereinigt; — und nun platzen sie; gemeinsamer Sprung in's Nichts: nicht in's Wasser, aber in die Luft. Und da sitzt so ein sechs Schuh langer Kerl, Namens Gottlieb Wenzel, und sieht euch zu, wie es euch ergeht. Sitzt denn irgendwo Einer, den ich nicht sehe, und sieht ebenso auf die Luftblase Gottlieb Wenzel herab? und macht seine Glossen über diese ruppige alte Blase, die auch immer steigen, immer steigen wollte, und immer die Sehnsucht hatte, sich mit einem Jungfer Bläschen zu vereinigen — und endlich zerplatzen wird? Und dann fragt vielleicht noch irgend ein perlendes Bläschen: „wo ist Gottlieb Wenzel geblieben?" — und indem sie das fragt, ist sie auch dahin — —

Er sah von seinem Glase auf, da ein großer Schatten es verdunkelte, und starrte den Schatten an. Ein junger Mensch war herangetreten, dem ein Zweiter folgte. Beide nahmen ihre modischen kleinen Hüte vom Kopf, machten eine leichte grüßende Bewegung und setzten sich an den Tisch. Herr Wenzel erwiderte den Gruß. Unwillkürlich rückte er dann ein wenig mit seinem Stuhl; denn es gefiel ihm nicht, daß er nicht allein blieb. Der eine junge Mensch bemerkte dies und fing an zu lächeln.

Es ist eben nirgends mehr Platz, sagte er mit einem leisen ausländischen Accent.

Ich habe auch diesen Tisch nicht gepachtet, erwiderte Wenzel höflich. Dann erröthete er, weil er gern etwas Besseres, Artigeres gesagt hätte; doch es war zu spät.

Die jungen Männer forderten eine Flasche Wein; sie hatten brennende Cigarren in der Hand und fuhren fort zu rauchen. Herr Wenzel betrachtete sie; flüchtig und bescheiden. Der, welcher gesprochen hatte, war ein hübscher Mensch, eher klein als groß, äußerst zierlich gebaut. Er hatte ein feines Näschen, lichtbraune Rehaugen, die, wie bei einem neugierigen Vogel, lebhaft hin und her blickten,

und leicht gekräuseltes kastanienbraunes Haar, in das er von Zeit zu Zeit seine unruhigen Hände vergrub. Der Andere war größer, etwas aschfarben und überhaupt unscheinbar. Auch war von seinen blassen Brauen und Wimpern kaum etwas zu sehn, so daß man auf den ersten Blick gezwungen ward, sie zu suchen. Dies that denn auch Wenzel; doch nachdem er's gethan, sah er wieder in sein Glas, nahm es und trank es aus.

Die beiden jungen Leute begannen mit einander zu sprechen; in einer fremden Sprache, die er nicht verstand. Einzelne Worte klangen fast wie deutsch; er horchte eifriger hin. Dann war wieder Alles fremd. Endlich schien ihm gewiß, daß sie entweder Dänisch oder Schwedisch sprächen; entscheiden konnte er's nicht, da er sich um diese beiden Sprachen nie bekümmert hatte . . . Wie! sollte Einer von ihnen unser „Adonix" sein? fuhr ihm auf einmal durch den Kopf. Es lief ihm heiß über das Gesicht. Er betrachtete die Beiden von Neuem. Sie waren nicht seemännisch, sondern eher modisch gekleidet; ein dunkelblaues, feines, durchscheinendes Halstuch fiel dem Kastanienbraunen, nachlässig geschlungen, über das blendend weiße Hemd.

Kostbare Ringe trug er an den Fingern; wenigstens schien der große Stein in dem einen Ring ein Rubin zu sein. Davon könnt' ich ja wohl ein Jahr leben, dachte Wenzel; ich mit meinen Nichten . . . Wär' etwa das dieser Jüngling aus der Fremde? — Er sah noch einmal hin, dann schüttelte er den Kopf. Wie ganz anders stellte er sich „Denjenigen" vor: groß, schlank, blond, mit einem kalten Lächeln, kalte Siegesgewißheit in den blauen Augen. Und dieser Kastanienbraune hier war ein halber Knabe, der so herzlich lachte, wenn der Andere sprach; der so lustig schwatzte; der den Flaum über seiner Oberlippe strich, wie ein Vogel sein Gefieder putzt. Der Andere aber, der Aschgraue — weniger Adonis, als der, konnte man nicht sein.

Nun, so mögen sie Dänen oder Schweden oder auch Lappländer sein, wie es ihnen beliebt! dachte Wenzel beruhigt, da eben sein Beefsteak kam; forderte ein neues Glas Bier, und mit der Begierde eines Menschen, der an diesem Mittag nur Kartoffeln auf seinem Teller hatte, fing er an zu essen.

Also bei deiner Abreise bleibt es, alter Junge? fragte der Kastanienbraune, in seiner nordischen Sprache weiter-

sprechend, während Wenzel aß. Nicht einen Tag giebst du mehr zu?

Axel, es muß sein! antwortete der Andre. Morgen mit dem ersten Zug fahre ich nach Stettin; von da mit dem Dampfer nach Malmö. Denn es erwarten mich die liebenden Eltern, und so weiter . . . Neulich sagtest du mir: „wenn du gehst, geh' ich mit!" Warum willst du nun nicht?

Ach, ich wollte wohl! Lund, ich wollte wohl! In dieser verdammten alten Hansestadt ist kein Leben, Lund; ich langweile mich wie ein alter Seehund; Gott der Herr mag wissen, warum mein Vater mich in dieses Nest geschickt hat, um Deutsch parliren zu lernen! — Gut, nun bin ich hier gewesen, und ich hab's gelernt —

Von den schönen Töchtern deines Pensionsvaters —

Das ist vorüber, Lund! Dieser zarte, lyrische Bund der Herzen ist zu Ende!

Und Emma, die „holde Kleine"?

Vorüber, Lund, vorüber!

Wie dieser kleine Don Juan spricht! sagte der Aschgraue und betrachtete ihn ironisch durch seine halbgeschlossenen

wimperlosen Augen. „Vorüber, Lund, vorüber!“ — Da hat unser schönes Axelchen einmal gelesen, daß wir Schweden die „Franzosen des Nordens“ sind, und hält es nun für seine Pflicht, die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen! — Laß deinen sogenannten „Bart“, kleiner Don Juan; dieser braune Weizen will Zeit haben; mit den Fingern herausziehen läßt er sich nicht, ich gebe dir mein Wort. — Du hattest dir ja vorgenommen, deinem Pensionsvater durchzugehen, wenn du ein halbes Dutzend dieser freundlichen kleinen Mädchen hinlänglich unglücklich gemacht hättest —

Das sagte ich damals, aus Unsinn, als ich zu viel von diesem höllischen Grog getrunken hatte. Du alter Satiriker! so ein gewissenloser Rattenfänger und Seelenverderber bin ich nicht; auf Ehr' und Seligkeit! Aber was kann ich dafür, daß die deutschen Mädchen mir so freundliche Augen machen, statt meinen Freund Lund zu beehren; und daß sie in Verzückung gerathen, wenn ich ihnen mit meinem hohen Tenor schwedische Lieder singe —

Und daß ihnen das Herz bricht, fiel der Andere ein, wenn das schwedische Nachtigallenmännchen auf achtund-

vierzig Stunden in den Käfig muß, weil es mit einem Nachtwächter kämpfte —

Das vergess' ich ihnen nicht! rief der Kastanienbraune aus, zog seine Hand aus dem lockigen Haar und ballte sie zur Faust. Diesem Nachtwächter zu glauben, diesem Schuft, der behauptete, ich hätte ihn geohrfeigt — — Eine Lüge, Lund! Ich wollte mich nur von dem schmutzigen alten Kerl nicht berühren lassen, und ich machte mich los. Dafür mich einzusperren! Das war ungerecht! Dieser Polizei-Senator, dieser Rechtsverdreher, dieser eitle Geck hört noch von mir, Lund; dem thu' ich noch einen Possen an, daß die Wickelkinder in der Wiege drüber lachen sollen; darauf kannst du Gift nehmen, Lund!

Ich will's nehmen, Axel; aber undankbar bist du: denn dieser Polizei-Senator hat dir ja vollends die Mädchen toll gemacht. Mit deinem Gesichtchen und Gestellchen fing's an, dann kam dein Tenor dazu, dann wurdest du Märtyrer und mußtest hinter Schloß und Riegel: da waren die Herzen verloren! — Schone deinen Bart; seine Jugend, Axel, sei dir heilig. Du willst also nicht mit?

Lund, ich wollte wohl —

Nun, wer will denn nicht? Irgend eine neue blauäugige Thusnelda —

Lund! fuhr Axel auf. Wir sind nicht allein, Lund!

Lund zog die Brauen in die Höhe, daß ihre blassen Linien deutlich sichtbar wurden, legte den Kopf auf die Seite und fing an zu pfeifen. Also eine große Blauäugige ist es! sagte er dann mit einem schlauen Lächeln. Nicht so aufgeregt, Axel; der Mann da mit dem Beefsteak und den Nachtwandler-Augen versteht uns ja nicht; denkt auch gar nicht an uns. Meinst du, ich hätte nicht gemerkt, daß es wieder brennt? Warum hast du mich in diese Seemannskneipe gelockt? Warum hat der Wirth eine hübsche, große, blauäugige Tochter? Warum summtest du unterwegs das Lied vom blonden Wirthstöchterlein? — Du, nimm dich in Acht. Wenn irgend ein Seefahrer diesem Wirthstöchterlein den Hof macht — mit so 'ner Wasserratte ist dann nicht zu spaßen —

Ich fürchte mich nicht so viel! rief der junge Mensch mit einer wegwerfenden, stolzen Geberde aus. Seine Augen blitzten; ein hinreißender Ausdruck männlicher Schönheit

kam in sein unbärtiges Gesicht. Von Fürchten und Sorgen mußt du mir nicht reden —

Gut; ich sage nichts! — Mit der Wirthstochter aber hat es also seine Richtigkeit. Wieder ein Bund der Herzen —

Sie muß mein werden, Lund! rief der Jüngling mit plötzlichem Feuer aus.

Es fehlt nicht mehr viel daran, setzte er dann, die Stimme dämpfend, hinzu.

Er wollte noch etwas sagen; aber er setzte die weißen Zähne auf die Unterlippe und blickte stumm in sein Glas. Endlich nahm er's und leerte es auf Einen Zug.

Hm! murmelte Lund. Du „Franzose des Nordens" —

Er brach ab, denn der dritte Mann am Tisch fiel ihm wieder in's Auge und fesselte auf einmal seine Aufmerksamkeit. Herr Wenzel hatte den hochstirnigen Kopf über seinen Teller geneigt, von dem der letzte Rest des Beefsteaks verschwunden war; der Haarbusch über seiner Stirn stand wie gesträubt in die Höhe, und die weitaufgerissenen Augen, deren bläuliches Weiß überall an den gerötheten Rändern sichtbar ward, starrten schräg auf den Tisch. Mit den unruhigen Händen zerrte er seinen Schnurr-

bart, so daß ihm rechts und links einige lange Haare zwischen den Fingern blieben. Dann bewegte er die gespannten Lippen, wie wenn er flüsterte. Dann durchfuhr er wieder den Bart, wie wenn er zwei Seile daraus machen wollte, und bewegte die Brauen auf und nieder. Endlich flüsterte er wieder und schüttelte den Kopf.

Der Schwede lächelte. Er gab dem Kastanienbraunen einen Wink; nun blickte auch dieser auf Wenzel. Der sonderbare Anblick weckte sofort seine Neugier. Die hellen Rehaugen des Jünglings thaten sich weit auf und folgten jeder Bewegung, die der Mann da machte; als sähen sie ein interessantes Wunderthier, das man studiren muß. So beobachteten sie ihn Beide, äußerst aufmerksam, ohne sich zu rühren.

Herr Wenzel sah nichts davon; er träumte. Das Beefsteak und das Doppelbier hatten sein Gehirn erwärmt und belebt; die tabakdicke Luft umwölkte es. Er war wieder auf dem „Gustav Adolf", auf der schwedischen Brigg, und der ermordete Jüngling aus der Fremde lag zu seinen Füßen. Da lag er an der Reling, die Pelzärmel über der Brust gekreuzt, und rührte sich nicht mehr. Wenzel

stand und sah auf ihn herab; ein dumpfes Gefühl der Reue legte sich ihm auf die Brust; und doch that's ihm sonderbar wohl, daß er etwas Ungeheures, Unmenschliches, nie wieder gut zu Machendes vollbracht hatte ... Was haben Sie gethan? fragte ihn eine geschäftsmäßig strenge, kurz abbrechende Stimme. Der Polizei-Senator, Herr Ludwig Grotius, stand vor ihm da (Gott mag wissen, wie der so schnell an Bord kam). Das wohlbekannte kleine Gesicht mit dem kurzen, schwärzlichen Bärtchen unter der Nase und den klugen Augen blickte über die dicke goldene Uhrkette, die auf dem sanft gewölbten Bauch lag, auf den Mörder herab; denn dieser kniete auf einmal neben seinem Opfer. Was haben Sie gethan? wiederholte die scharfe Stimme.

Ich habe Amalie Berring gerächt! antwortete Wenzel mit fürchterlicher Ruhe. Thun Sie mit mir, Herr Senator, was Ihres Amtes ist; ich habe Amalie Berring gerächt, und ich mußte es thun!

Nehmt ihn fest! sagte Herr Ludwig Grotius kurz; zwei bewaffnete Polizisten traten vor. Sie bereuen nicht, was Sie gethan haben? — Nein! antwortete Wenzel und

schüttelte den Kopf. Dieser junge Schwede mußte sterben er hat zwei Menschen um Glück und Leben gebracht Und wenn das siebenmal geschähe, was Amalie Berring geschehen ist, siebenmal würde ich thun, was ich gethan habe — sieben, sieben Mal — —

In seiner finstern, verzweifelten Entschlossenheit schlug er auf den Tisch.

Ein Bierglas, zwei Weingläser und eine Flasche klirrten. Wenzel hörte es und verstört blickte er auf. Er sah die beiden lächelnden Gesichter der jungen Schweden, die ihn anstarrten. Sogleich ward er feuerroth.

Sie haben eine verteufelt lebhafte Phantasie, lieber Herr! sagte auf deutsch der Jüngere, der Schöne, den dieser ganze Vorgang außerordentlich erheiterte. Wem Sie da wol eben in Gedanken an's Leben gehn, daß Sie so grausam in den Tisch hineinschlagen! — Bitte, bitte, entschuldigen Sie sich nicht. Wir sind junge Leute; uns macht das Vergnügen, Herr; wir haben Humor, Herr. Ich hätte gar nicht gedacht, daß in dieser braven alten Stadt so feurige, phantastische Kerle — — Verzeihen Sie; so ein phantastischer Herr, wollt' ich sagen — — Ihr

Wohl, lieber Herr! Ich trinke auf Ihr Wohl. Mein Freund Lund trinkt mit!

Ich trinke mit, sagte Lund.

Darf man einmal unbescheiden fragen? fuhr Axel fort, nachdem er sein Glas ausgetrunken hatte. Hätten Sie die Gewogenheit, uns mitzutheilen, mit welchem Hallunken Sie es eben zu thun hatten, als Sie auf den Tisch schlugen?

Herr Wenzel sah den Jüngling aufmerksamer und mit wachsendem Wohlgefallen an. Das heitere, zutrauliche, blühende Gesicht, dessen neugieriger Blick nicht beleidigte, weil er wie der Blick eines muntern Vogels war, der auf einem Ast einem fremden, bunten Wandervogel begegnet, — dieses Gesicht machte ihm Vergnügen; und die weiche, frische Tenorstimme klang ihm überaus angenehm im Ohr. Ich bitte um Entschuldigung, mein lieber Herr, sagte Wenzel, mit noch schüchterner Heiterkeit. Wie komme ich dazu, meine Herren, daß Sie so freundlich sind. Dieses braune Getränk ist mir wol zu Kopf gestiegen; ich habe phantasirt. Das ist meine Schwäche.

Das gefällt mir gerade an Ihnen; das amüsirt

mich; das ist interessant! gab ihm Axel zurück. Wenn man nur wissen dürfte, worüber Sie phantasirten —

Ich muß Ihnen erklären, wie das kommt, fiel Wenzel ein und ward wieder roth. Da sind diese verwünschten Criminalgeschichten; — schon meine selige Schwester sagte mir zuweilen: du übernimmst dich darin, du vertiefst dich zu sehr in dieses Teufelszeug; — sie hatte übrigens Recht. Menschen mit aufgeregter Phantasie sollten mehr Verstandesbücher lesen; nicht diese geheimnißvollen blutigen, verbrecherischen Seelenkrankheitsgeschichten; denn Verbrechen sind Erkrankungen der Seele, meine Herren; oder meinen Sie nicht?

Gut gesagt! sehr gut definirt! antwortete Axel und nickte seinem Freund Lund zu, der dann gleichfalls nickte. Aber beantworten Sie mir gefälligst eine Frage: was haben die Criminalgeschichten mit Ihrem Phantasiren zu thun?

Ich habe zuviel davon genossen, gab Herr Wenzel zurück. Ich hab' mir die Phantasie damit vergiftet; — das ist meine Schwäche. Wenn mich nun irgend etwas aufregt — lassen wir bei Seite, was es ist — so wird mir gleich gewaltthätig zu Muth! Nicht in der Wirklich-

keit: da verlass' ich nicht leicht den rechten Weg, da bin ich ein friedfertiger Mensch; — aber in der Phantasie stift' ich so viel Unglück an, daß es schrecklich ist. Da beginnt es allemal mit Schlechtigkeiten und endigt mit Mord und Tod; da kenn' ich keine Grenzen, Herr; da giebt's keine Schonung. Plötzlich kommt ein Blutdurst über mich, den ich sonst nicht kenne — — Blutdurst — — ich habe Durst. Herr Verring, noch ein Glas Bier —

Trinken Sie doch nicht mehr von dem braunen Bier da, fiel ihm Axel in's Wort. Trinken Sie ein Glas mit uns, von unserm Wein! — Karl, noch eine Flasche und ein drittes Glas! — Sie werden doch nicht so ein Philister sein, sich zu widersetzen. Ich muß noch viel mit Ihnen reden, Herr; Sie sind ja die merkwürdigste Specialität, die ich in diesem alten Nest gefunden habe; — bitte, stoßen Sie an! Es kommt also ein Blutdurst über Sie — —

Herr Wenzel nickte; doch in diesem Augenblick — da er das Glas mit dem rothen Wein an den Mund gesetzt hatte — war etwas Anderes als Blutdurst über ihn gekommen. Sein blasses Antlitz leuchtete von Verständniß und Genuß, je mehr er schlürfte. Denn er trank nicht, er

zog, langsam, tropfenweise, und jeden einzelnen Tropfen schien er mit herzlicher Freude zu begrüßen. Dann setzte er ab, hielt das Glas gegen das Licht, drückte die Unterlippe schmeckend gegen die Oberlippe, und machte ein wehmüthig beifälliges Gesicht.

Hm! murmelte er.

Es scheint, Sie haben ein feines Gefühl für so einen Tropfen, sagte Axel heiter.

Herr Wenzel nickte.

Aber es scheint, Sie genießen ihn nicht oft.

Kann's nicht, lieber Herr! antwortete Wenzel treuherzig. Ich habe keine Rubine an den Fingern, — sehen Sie; und die beiden kleinen Edelsteine, die ich zu Hause habe, sind ein fressendes Capital, wie man zu sagen pflegt.

Was für Edelsteine? fragte Lund, eine neue Cigarre in Brand setzend.

Ein paar Nichten, Herr. Die mir die schon erwähnte Schwester hinterlassen hat. — Wirklich ein guter Tropfen; mild und stark!

Und diese Nichten, die ernähren Sie auch?

So gut es geht! erwiderte Wenzel, mit sanft wehmüthigem Lächeln. Man thut eben, was man kann!

Und womit ernähren Sie das alles, wenn man fragen darf?

Bei richtiger Eintheilung der Zeit geht es, lieber Herr. Tags, wenn die Leute wachen, geb' ich ihnen Stunden; Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie. Nachts, wenn sie schlafen, schreib' ich für sie ab.

Und wann schlafen Sie? fragte Lund in ruhiger Logik weiter, die Augen halb schließend.

Wenzel lächelte. In der Zwischenzeit, antwortete er.

Aus welchem Stoff bildet sich diese Zwischenzeit, wenn ich fragen darf?

Aus dem Mangel an Beschäftigung. Dafür sorgen die Andern; daran fehlt es nicht! — Wenn ich zum Beispiel nichts abzuschreiben habe — wie jetzt — nun, dann kann ich ja schlafen, so viel ich will. Oder wenn ein Vater mir sagt: „mein Sohn ist jetzt mit das Deutsche fartig, incommodiren Sie sich nicht weiter, da haben Sie Ihr Salär" — dann hab' ich ja auch bei Tage Schlafenszeit; — und das ereignet sich oft. Also für meinen Schlaf

brauchen wir nicht zu sorgen . . . Schöne, purpurne Farbe! — Mild und stark!

Nun, so trinken Sie endlich einmal aus! sagte Lund.

Wenzel lächelte und trank aus.

Unterdessen rückte Axel auf seinem Stuhl unruhig hin und her; so bewegte ihn das Mitgefühl mit dem blassen Menschen, der nicht klagte, nicht seufzte, sondern zufrieden wie ein Kind „purpurnen" Wein genoß. Wie es den Nachtschmetterling zum Lichte zieht, mußte der Jüngling fort und fort auf diese träumerischen, gerötheten Augen schauen, die die Nachtarbeit entzündet hatte, und die nun vom Glück des Momentes strahlten. Und ein sechs Schuh langer Kerl! dachte er bei sich. Zweieinhalb Schuh zwischen den Schultern breit! Und ein Kerl voll Bildung und Verstand; und bei Nacht schreibt er ab! — — Der Rubin an seinen eigenen, wohlgepflegten Fingern fiel ihm in die Augen. Er schämte sich, ihn zu sehn. Es zuckte ihm in der andern Hand, ihn abzustreifen und dem blassen Philosophen gegenüber in das Glas zu werfen; und dabei zu sagen: Herr, vermöbeln Sie das! Für die Nichten, Herr! — — Doch er schämte sich wieder dieser prahlerischen Großmuth. Es

hatte sie ja Niemand begehrt ... Trinken wir einen kleinen Liqueur? sagte er endlich, um etwas zu sagen.

Ich wohl nicht, entgegnete Wenzel. So eine „Orgie" mit drei Getränken bin ich nicht mehr gewöhnt.

Auch nicht, wenn ich es Ihnen vormache? fragte Axel wieder. Er rief nach einer Flasche vom feinsten Liqueur, und drei Gläsern dazu. Dann füllte er sich ein Glas, stellte es auf den Tisch, faßte es rundumher mit den Lippen, ohne es mit den Händen zu berühren, hob es so in die Höhe und goß es sich kunstgerecht in die Kehle hinab.

Das hab' ich noch nie gesehen! sagte Wenzel mit aufrichtigem, kindlichem Erstaunen. Was der Mensch alles kann; es ist wunderbar!

Und können Sie wenigstens immer ein Beefsteak zu Nacht essen? fragte Axel, dem durchaus sein Mitgefühl über die Lippen wollte.

Das nun wohl grade nicht! antwortete Wenzel mit bedächtigem Lächeln. Dies war eine Ausnahme, Herr; aus ganz besonderen Gründen ... Er warf einen unwillkürlichen Blick zur Decke hinauf, über der „Diejenige"

wohnte . . . Sondern für gewöhnlich ess' ich nicht zu Nacht, setzte er dann hinzu.

Sie essen für gewöhnlich nicht zu Nacht, Herr?

Nein. Es bekommt mir besser. Wenn ich etwas hungrig zu Bett gehe — wann es nun auch ist — so schlafe ich wie ein Gott; oder wie ein Sack, wenn Sie lieber wollen. Dagegen wenn ich gegessen habe, wird das Blut zu üppig und der Geist zu wach; dann kommen die Criminal-Phantasien, Herr. Dann lieg' ich da und verwickele mich in Processe, Herr. Da unten am Strand zum Beispiel liegt Jemand erschlagen; ich gehe ahnungslos meiner Wege, komme vorbei, sehe ihn mir an. Plötzlich ergreift man mich von hinten; — die Polizei. Der Mörder! Haltet ihn fest! Haltet ihn fest! — Ich fange an zu zittern, denn ich sage mir: wie willst du nun beweisen, daß du unschuldig bist — wie willst du es beweisen — — Dieses Zittern spricht gegen mich; dieses Zittern wird mein Unglück. Woher dieses Blut an Ihren Fingern und an Ihrer Hose? fährt mich der Polizei-Senator an. Neues Unglück: fünf Minuten vorher hatt' ich Nasenbluten hinter dem Bretterstapel, fünfzig Schritte davon; —

Herr, wer glaubt mir das! — Ich bin der Mörder, natürlich — — Und so lieg' ich da, phantasire weiter, verwickele mich, bis ich nicht mehr zu retten bin. Zuletzt bekenne ich Alles, was sie von mir wollen, nur damit die Sache zu Ende kommt und ich schlafen kann . . . Aber dann im Schlaf erleb' ich gewöhnlich meine letzte Stunde. —

Tausend Schiffslasten Teufel! rief Axel aus, mit einem schwedischen Fluch, und fuhr von seinem Stuhl in die Höhe. Das ist teuflisch, Herr! — — Das ist ein Pechvogel, Lund! Das ist ein ausgesuchter Märtyrer! Die erbärmliche Wirklichkeit mit den beiden Nichten und ohne Beefsteak, die genügt ihm nicht: er träumt sich dieses schauderhafte Phantasieleben dazu; — das ist ein Abgrund, Lund!

Das ist, so zu sagen, Uebermuth, erwiderte Lund, mit den wimperlosen Augen zwinkernd.

Wenzel betrachtete die Beiden, Einen nach dem Andern. Langsam verklärte sich dann sein Gesicht zu einem rührenden Lächeln. Meine Herren! sagte er, nichts auf dieser Welt ist ganz so schlimm, wie es scheint! Sehen Sie, diese Phantasie, die mir schon manche letzte Stunde verschafft hat, — die ist ja auch mein Glück. Wenn ich so dasitze,

während es vielleicht draußen regnet oder stürmt, und mir ein Leben ausmale, wie es noch werden könnte — oder wie es geworden wäre, wenn nur Dies und Das — — Ich hab' drei Leben, meine liebe Herren. Ein mittelmäßiges: das ist die Wirklichkeit; ein schlechtes und ein gutes: das sind die geträumten. Dabei kann man bestehn. Und nun werd' ich zu all dem Genuß, den ich heute habe, auch noch eine Cigarre rauchen —

Er griff in seine Tasche, in der er eine in Papier gewickelte letzte Cigarre wußte. Doch Axel kam ihm zuvor. Sich über den Tisch lehnend griff er nach Wenzels Arm und hielt ihn fest. Das werden Sie doch nicht thun! sagte er mit seinem herzlichsten, wohlklingendsten Tenor. Eine von meinen Cigarren werden Sie doch rauchen! — Sehen Sie, diese da; sie ist klein, aber nicht schlecht. Herr, für einen Mann wie Sie wäre die beste grade gut genug; Alles, was theuer und gut ist . . . Und nun geht's Ihnen so! — — Blasen Sie hinein, daß sie besser brennt. Sie können nicht blasen, Herr . . . Ich glaube, Sie waren ein Pechvogel, ein Märtyrer, so lange Sie auf der Welt sind. Ich glaube, Sie gehören zu Denen, die sich nicht zu

helfen wissen; aber ich achte Sie; — — rauchen Sie nur zu!

Ich danke Ihnen, Herr; sowohl für die Achtung, als auch für die Cigarre, sagte Wenzel und lächelte verbindlich. Dann rückte er zutraulich näher an den Tisch und stützte einen Arm auf: Darüber läßt sich Folgendes sagen! fuhr er langsam fort. Als ich ein kleiner Junge war, hatte ich einmal die Ehre, einer großen Hochzeit beizuwohnen; und ein Geschenk zu überreichen und dabei Verse zu sprechen; — dieses ging auch recht gut. Darauf kamen die Lohndiener, gingen in der Gesellschaft umher, boten Torte und Wein an; — ich war ein kleiner Kerl, über mich sahen sie weg; ich ward vergessen. Wie ich dann nach Hause komme — — eine feine Cigarre, Herr; bewundernswürdig! — — wie ich dann nach Hause komme, fragt mich meine Mutter, die im Bette lag: Nun, Gottlieb, wie war's? — Schön war's, Mutter; o wie schön war's! sag' ich. Und einmal, Mutter, kam die Torte ganz nah bei mir vorbei! . . . Das war damals, Herr. Und so ist's geblieben. Die Torte ist immer ganz, ganz nah bei mir vorbeigekommen; sehen Sie, das ist meine Biographie.

Hm! murmelte Lund nach einer Weile, ohne sich zu äußern, ob er damit Geringschätzung oder Beileid auszudrücken wünsche. Axel aber gerieth wieder in körperliche Unruhe vor Mitgefühl. Er fuhr sich mit einer Hand durch das schöne Haar, biß ein Stück von seiner Cigarre ab,- und murmelte etwas vor sich hin; seine Wangen glühten. Endlich sagte er, um seine weichen Gefühle zu verbergen: Sie sind — Sie sind ein richtiges Original. — Kommt vielleicht noch anders; nicht verzagen, Herr!

Kommt nicht mehr anders! antwortete Wenzel ruhig. Sehen Sie, ich war einmal Candidat der Theologie; vor dem Examen lag ich. Eine junge Pfarrerswittwe, die ich kannte, war in der sonderbaren Gemüthsverfassung, daß sie mich geheirathet hätte, sobald ich die Pfarre hatte; und von hoher, hoher Seite war mir die Pfarre versprochen; — das war die Torte, sehn Sie. Da — während ich für's Examen studire — werd' ich irre an der Theologie. Ich studire mich aus ihr hinaus, Herr. Ich melde mich ab, sattle um, werde Philolog; ich verliere den Glauben, die Pfarre und die Wittwe — —

Warum thaten Sie das? unterbrach ihn Lund. Sie

konnten ja den Glauben verlieren und die Pfarre nehmen — wie das oft geschieht —

Was vermag der Mensch gegen seine Ueberzeugung, erwiderte Wenzel unschuldig und schlicht. Ich konnte nicht, lieber Herr.

Axel stieß einen beifälligen Laut ohne Worte aus.

Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, wie Sie mir gefallen, setzte er dann hinzu, sich mit aufgestützten Armen zu ihm hinüberbeugend. Sie sind — — Ich habe für Sie — — — Weg mit dieser Wittwe, wenn sie am andern Ende von der Pfarre hing! — Aber kam denn die Torte nicht mehr wieder —

Doch; sie kam noch wieder, antwortete Wenzel, dem die Theilnahme dieses feinen Jünglings und der gute Wein sanft zu Kopfe stiegen. Er stieß mit vollem Behagen ein paar blaue, geringelte Wolken aus; es war ihm ein genußvolles Vergnügen, seine tragischen Erinnerungen aufzufrischen. Sehen Sie, da war ein Mädchen — lachen Sie mich nicht aus, daß ich davon rede — in dem Mädchen war viel beisammen: Schönheit, feine Manieren, Englisch und Französisch und was Sie wollen, und ein gutes Herz —

nur zu empfindlich, Herr — und ein Berg voll Geld. Denn sie hatte einen Millionär zum Vater; — und was geschieht drei Tage nachdem ich gemerkt hatte, daß sie mich armen Burschen will und keinen Andern: ihr Vater, der mich nicht will, legt sich hin und stirbt. So weit ist ja Alles gut — — verzeihn Sie, daß ich es so ausdrücke. — — Nun, mein Gott, so recht aufrichtig trauern über sein Ende, das konnt' ich nicht. Sie darf mich nun heirathen, das wußt' ich . . . Aber mein unglückseliges, heiteres Temperament; meine lebhafte Phantasie! — — Der Mann hatte eine Villa draußen an der Bahn, da wollt' er begraben sein; es wird also ein Extrazug genommen — denn das Geld war ja da — und wol ein Hundert Leidtragende fahren hinaus, ich mit. In der Villa ist für uns angerichtet, uns nach der Fahrt, am Wintertag, zu stärken, verstehn Sie; gute Speisen, gute, starke Weine. Wir sitzen beisammen, Herr, und stärken uns. Wir kommen in anregende, muntere Gespräche; mein Nachbar schenkt immer ein, und ich trinke aus. Und da mir so leicht um's Herz war, weil mein elendes Leben nun endlich schön und lieblich werden sollte — und da ich den Himmel voller

Geigen sehe — wird mir so festlich zu Muth, Herr; und der gute, starke Wein stimmt mich so dankbar, und ich sehe die muntere Gesellschaft an der langen Tafel — weiter seh' ich nichts mehr — und das volle Herz tritt mir auf die Zunge, ich stehe auf, kling' an's Glas: „Stoßen Sie mit mir an! Der edle Geber dieses Festes, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Herr Wenzel schwieg einen Augenblick, dann wollte er weiter reden; doch er kam nicht dazu. Lund, der bis dahin stillgesessen hatte, brach in ein heftiges, anhaltendes Lachen aus. Axel aber, den die Heiterkeit vollends übermannte, sprang auf, lachte so überlaut, daß die Spieler und Trinker an den andern Tischen herüberhorchten, hielt sich die Seiten, lehnte sich an seinen Stuhl und dann gegen den Tisch, und die Thränen liefen ihm über beide Wangen.

Halte mich, Lund! sagte er zuletzt, mit erstickter Stimme. Lund! halte mich!

Wenzel sah diesem Ausbruch eine Weile mit elegischem Lächeln zu. Endlich packte es auch ihn, und er lachte mit.

Ein Prachtkerl, Lund! rief Axel aus, als er wieder

reden konnte. Ein dämonischer Humor steckt in diesem alten — —

Er hatte ein allzu dreistes Wort auf der Zunge, das er noch zurückhielt. Dann aber ging er auf Gottlieb Wenzel zu, zog ihn vom Stuhl in die Höhe, und drückte ihn in jugendlichem Uebermuth an seine Brust. Ich muß Sie umarmen, Mann! sagte er, und that es sofort noch einmal. Solche Kerle lieb' ich; — verzeihen Sie mir das Wort. „Gott soll mir 'nen Thaler schenken," wie Herr Berring sagt, wenn ich Sie nicht liebe!

Mein verehrter Herr —! murmelte Wenzel verwirrt und lächelte; und warf einen Seitenblick auf Herrn Berring, der verwundert und neugierig näher getreten war. Darüber fiel ihm Amalie wieder ein, die er über diesem gemüthlichen Gespräch vergessen hatte. Er sah zur Decke hinauf. Das unsichere Lächeln auf seinem Gesicht verschwand. Amalie Berring — — das war die dritte Torte, die an ihm vorbei kam. Ja, sie war auch vorbei . . . Seine gutmüthigen Augen verfinsterten sich, und ihr Blick bohrte sich in den Tisch.

Er versuchte dem jungen Menschen noch einige freund-

liche Worte zu erwidern; es ward aber nur ein Murmeln, das man nicht verstand. Leise zog er seine Hand zurück, die Axel ergriffen hatte, und begann unruhig an seinen geflickten Rocklöchern zu knöpfen.

Was wollen Sie? fragte Axel. Was heißt das?

Gehn! antwortete Wenzel.

Plötzlich gehn? Warum?

Wenzel zog eine alte silberne Uhr hervor, tupfte auf das dicke Glas und murmelte: Es ist Zeit. War mir eine Ehre, meine Herren — —

Doch der junge Schwede drückte ihn, ohne viele Umstände zu machen, auf den Sessel nieder. Mann, was reden Sie da! sagte er und zog seinen Stuhl heran, neben ihm zu sitzen. Während ich Ihnen meine Liebe erkläre, wollen Sie gehn; — daraus wird nichts, Herr. Sie waren einmal Student, und wir sind es noch, — wenn auch nicht hier zu Lande; und unsre Seelen haben sich gefunden; und so müssen wir noch eine Flasche trinken. Stoßen Sie an; auf Ihr Wohl! Ich sage, wie Sie beim Begräbniß Ihres Schwiegervaters: „Er lebe hoch! hoch! hoch!"

Wozu soll ich noch leben, antwortete Wenzel, dem kein Lächeln mehr gelingen wollte. Ich für meine unbedeutende Person habe davon genug!

So dürfen Sie nicht reden; Alles kann noch kommen. . . . Und nach dieser Tischrede nahm die Tochter Sie nicht mehr?

Hätten Sie's noch gethan? fragte Wenzel zurück.

Wirklich, es ging nicht mehr, sagte Lund mit seiner heiteren Ruhe.

Sie hat einen Andern geheirathet, setzte Wenzel hinzu.

Und es kam dann keine Torte mehr an Ihnen vorbei? fragte Axel weiter, indem er ihm eine Hand auf die Schulter legte.

So eine nicht mehr!

Nie geheirathet?

Nein.

Trinken Sie doch aus! — — Könnt' ich Ihnen Eine schaffen, Herr, thät' ich's auf der Stelle. Ein Mann wie Sie — noch in so guten Jahren — — Herr, wie soll sie aussehn?

Wenzel gab keine Antwort. Aber er athmete einen leisen Seufzer aus.

Sie brauchen Eine, die Sie pflegt, die Sie zu schätzen weiß; die Ihnen das Phantasiren ab- und das Nachtessen angewöhnt. Ich möchte Ihnen helfen; auf Ehr' und Seligkeit! Wissen Sie Keine, Herr?

Warum sehn Sie da oben hinauf? fragte Axel weiter, da Wenzel stumm blieb.

Auf diese Frage ward Wenzel feuerroth. Es war eine seiner Schwächen, daß er sich auch das Erröthen nicht abgewöhnen konnte. Wie ein ertapptes Kind lächelte er verlegen und fingerte auf dem bis zur Fadenscheinigkeit abgebürsteten Aufschlag seines Rocks.

Mir ist nicht bewußt, daß ich hinaufsah, gab er dann zur Antwort. Uebrigens, ich muß gehn!

Vielleicht weiß er da oben Eine! warf Lund hin und blies den Rauch durch die Nase.

Wieder erröthete der arme Wenzel. Axel betrachtete ihn aufmerksamer, indem er die Hand von seiner Schulter fortnahm.

Sie werden ja abermals roth! sagte er betroffen.

In diesem Augenblick kam die majestätische Gestalt des Herrn Berring, die schon hundertmal gekommen und gegangen war, wieder zur Thür herein; diesmal hatte sie eine Düte in der Hand und segelte auf die drei „Landratten“ zu. Nämlich diese Tüte haben Sie vergessen! sagte Herr Berring zu Wenzel. Die Tüte für Ihre kleinen Nichten-Twäschen; meine Amalie schickt sie Ihnen herunter. Und Sie sollten nur auch bald Koje angehn, läßt sie Ihnen sagen, — weil es schon so spät wäre und Sie so nüsterbleich aussehn; und ob das Beefsteak auch gut gewesen wäre; und Sie sollten auch nicht vergessen: „Ansehn thut gedenken!“

Uebrigens, nüsterbleich sehn Sie grade nicht aus, setzte der Wirth hinzu. Haben ja eine schöne rothe Farbe. Wol vom Wein, Herr Wenzel!

Ja, vom Wein, stammelte der verwirrte Wenzel, der aus dem Erröthen gar nicht mehr herauskam. Meinen ergebensten Dank, Herr Berring; für die Düte, mein' ich. Richtig, ich hatte sie — oben liegen lassen. Was hab' ich zu zahlen, Herr Berring — — denn ich muß nun fort!

Achtzehn Schillinge, wenn's gefällig ist, sagte der

Wirth. Wenzel zog seine alte, sehr aus der Form gegangene Geldtasche hervor; zahlte und warf dabei auf die jungen Männer einen halben Blick. Die Gesichter der Beiden waren in sonderbarer Bewegung. Lund sah zu Axel über den Tisch hinüber, und dieser, auffallend erblaßt, starrte Herrn Wenzel und Herrn Berring an, und zur Decke hinauf.

Dieses unglückselige Rothwerden! dachte der arme Wenzel; denn er fühlte, daß er zum vierten Mal erröthete. Der Wirth ging. Im Zimmer ward es leer; die Gäste entfernten sich. Wenzel war aufgestanden und suchte sich so zu sammeln, daß er ein harmloses Abschiedswort hervorbringen könnte; doch „wär' ich nur erst so weit!" dachte er und schwieg.

Also die Wirthstochter ist es! sagte auf einmal Lund, scheinbar mit großer Ruhe.

Wenzel fuhr zusammen.

Wieder eine Torte? setzte Lund nach einer Pause mit derselben erbarmungslosen Ruhe hinzu, durch die zusammengedrückten Augen hinüberschielend.

Axel winkte ihm, zu schweigen, und biß sich auf die Lippe. Indessen der Andere, ohne eine Miene zu verziehen,

fuhr mit seiner kaltblütigen Baßstimme fort: Sie werden ein Pechvogel bleiben, Herr, so viel ich davon sehe. Sie haben kein Glück mit dem thörichten Weibervolk; Sie sollten's aufgeben, — wenn ich Ihnen rathen darf. Da säet der Teufel immer sein Unkraut hinein . . . Bleib doch sitzen, Axel. — Lassen Sie die Weiber gehn, wie ich, und erwerben Sie sich den Frieden Gottes!

Wenzel bewegte die Lippen, wie um etwas zu sagen. Aber von dieser altklugen Weisheit schien er kaum etwas gehört zu haben, denn er legte die unglückselige Düte fester und fester zusammen, als beabsichtige irgend etwas Lebendiges herauszuspringen, und drückte sie dann heftig, wie um Dem da drinnen wehzuthun. Wo ist mein Hut, murmelte er endlich. Seine umherirrenden, tabaksrauchmüden Augen fanden ihn; er nahm ihn vom Riegel an der Wand. Er knöpfte den engen Rock über der Brust zusammen, und stand nun wieder in seiner elegischen, nach vorn geneigten Haltung, ein rührend hülfloses Bild der Entsagung, da. Uebrigens — — Uebrigens Sie irren, meine Herren! brachte er jetzt hervor, indem er die Stimme dämpfte.

Worin irren wir? fragte Lund, ohne sich zu rühren.

In — in der Sache, von der Sie sprachen. Wozu hätte ich noch ein Herz; ich in meinen Jahren und in meinem Zustand; — das wäre ja lächerlich. Worauf könnte ich wol noch hoffen; bedenken Sie, meine Herren ... Bitte, sagen Sie nichts mehr; lassen Sie mich gehn. An irgend einem Punkt ist der Mensch empfindlich ... Sie sind junge Leute: Sie werden nun lachen über den alten Burschen, der mit Ihnen getrunken und so viel geschwatzt hat. Stillschweigen war besser! Aber wenn man oft Wochen lang schweigt —— wenn man zu keinem Menschen ——— Meinen ergebensten Dank für die Gastfreundschaft. Es war mir eine Ehre, meine Herren. Leben Sie wohl!

Er bewegte seinen Hut, wie zum Abschiedsgruß, und ging, leise schwankend, hinaus.

III.

Nun, was ist dir, Axel? fragte Lund in seiner Muttersprache, nachdem sie sich eine Weile in dem verödeten Zimmer stumm gegenüber gesessen hatten. Du kau'st ja an deiner Cigarre, wie jenes grämliche Krokodil in dem deutschen Gedicht an seinem Lotosstiel kau't. Wenn ich vor der Abreise noch etwas schlafen will, sollte ich nun nach Hause gehn. Komm, du Sieger über Frauenherzen; komm, brechen wir auf.

Um welche Stunde fährst du ab? fragte Axel und sah plötzlich auf.

Morgen früh sechs Uhr und fünfundzwanzig Minuten. Nach Mittag bin ich in Stettin; von da sogleich weiter.

Mit dem Dampfer.

Ja.

Die kleinen, weißen Zähne Axels bissen die Cigarre mitten durch. — Ich reise mit, Lund.

Was?

Ja, ich reise mit.

Der überraschte Lund sah mit gekniffenen Augen und halb offenem Mund Axeln in's Gesicht; eine geraume Zeit. Der Jüngling blieb aber still und rührte sich nicht. Er blickte nur auf den Rubin an seinem Finger, mit einem sonderbaren Lächeln, das ihn sehr verschönte.

Das könnte mir ja gefallen, sagte Lund nach diesem Schweigen. Aber vorhin wolltest du ja nicht. Warum willst du jetzt?

Axel antwortete nicht. Er hatte offenbar mit sich selbst zu sprechen. Er bewegte sogar die Lippen. Dann zog er seine Brieftasche hervor; eine zierliche, rothe, juchtene, auf die man in Goldbuchstaben „Souvenir“ gedruckt hatte. Langsam öffnete er sie und griff in eine ihrer Taschen, nach einer kleinen weiblichen Photographie. Doch es lag eine zweite daneben, und beide fielen zugleich auf den Tisch. Lund betrachtete sie forschend durch sein rechtes Auge, in-

dem er das linke schloß. Er glaubte in der weiblichen — einer üppigen jungen Dame mit rundlichem Gesicht und großen, hellen, flachliegenden Augen — die „blonde Thusnelda“, die Tochter dieses Hauses, zu erkennen; und er irrte nicht. Auf der andern Photographie sah ein Mann in mittleren Jahren, ein kurz geschnittenes, schwärzliches Bärtchen auf der Oberlippe, mit kleinen, klugen Augen dem Beschauer entgegen. Das ist ja der Senator Ludwig Grotius! sagte Lund und lächelte erstaunt.

Axel wollte etwas erwidern; doch die andere Photographie fesselte ihn zu sehr. Seine schönen, zärtlichen Augen vertieften sich in das kleine Bild. Allerlei Erinnerungen schienen in ihm aufzuwachen. Seine langen Wimpern senkten sich; seine vollen Lippen drückten sich gegen einander, und rundeten sich, wie wenn man küssen will. Dies alles bemerkte Lund sehr wohl; aber er störte ihn nicht.

Ja, das ist der Senator; der Polizei-Senator! sagte Axel endlich, als Lund seine Frage von vorhin schon vergessen hatte. Das ist dieser angenehme Herr, der mich wegen des alten Lügners, des Nachtwächters, zwei Tage sitzen ließ. Sieh ihn dir an, Lund!

Ja, ich seh' ihn schon an. Warum trägst du seine Photographie in der Tasche?

Wegen der Rache, Lund! Damit ich ihn nicht vergesse. Damit ich mich immer wieder daran erinnere, daß ich ihm etwas schuldig bin . . .

Plötzlich begannen die Rehaugen des jungen Schweden zu leuchten. Bist du wirklich mein Freund? fragte er.

Ich glaube wohl.

Wollen wir noch einen letzten tollen Spaß mit einander machen? und ihm als Andenken zurücklassen? — Damals, im Polizei-Haus oder wie es heißt, hab' ich's geschworen, Lund! — — Morgen früh, noch eh der Morgen graut, fahren wir ab. Heute Nacht aber — —

Nun, was?

Da draußen am Hafen, beim Krahn, liegt ja noch das Schiff, das damals vom Stapel lief. „Ludwig Grotius" haben sie's getauft, diesem kleinen Senator zu Ehren, der sich so schön findet, Lund. Und in ganzer Figur haben sie ihn geschnitzt, mit weißen Hosen und niedlichen Vatermördern, damit er vorn unter dem Bugspriet, als „Gallion", mit durch die Wellen kitscht, und den staunenden Hafenvölkern

in Helsingör und Malmö und Stockholm und Bergen zeigt: so ein Kerl bin ich, Ludwig Grotius! — Heute Morgen brachten sie ihn hin, um ihn festzumachen; aber die ungeschickten Kerle haben ihn fallen lassen, daß von der Unterlage so ein Stück abgesprungen ist; — nun liegt der schöne Herr Ludwig Grotius in ganzer Figur auf dem Verdeck. Sollen sie ihn morgen ausbessern und an seinen Platz bringen, Lund? Geben wir das zu? — Nein! — Wenn morgen der wirkliche, lebendige Polizei-Senator kommt, um den geschnitzten Polizei-Senator zu besuchen, — dann soll er ihm nachpfeifen, Lund. Dann soll er sich seine sieben Barthärchen ausraufen und fragen: wo bin ich geblieben?

Und wie wolltest du das anfangen?

Mit deiner Hülfe, Lund! — Wenn's gegen Mitternacht geht, und am Strand Todtenstille ist, dann steigen wir vom Bollwerk aus auf das Schiff. Wir binden dem geschnitzten Ludwig Grotius einen Strick um den Leib, ziehn ihn über Bord und an's Land; und führen ihn dann zwischen uns, Arm in Arm, durch die leeren Strandstraßen, bis an den stillen alten Ballast-Platz da hinten

bei den Bretterstapeln. Da wünschen wir ihm dann gute Nacht und werfen ihn sanft, mit einem Stein um den Hals, in's Wasser —

Du verruchter Kerl! sagte Lund und lachte.

Darauf gehen wir heim, jeder in sein Quartier. Ich schleiche in mein Zimmer, packe mir nur eine Reisetasche, meine anderen Sachen lasse ich beim Pensionsvater stehn; — damit er nicht gleich am frühen Morgen merkt, daß ich ihm davongeflogen bin, und mir nachtelegraphirt! Sind wir erst drüben in Malmö, — das Herz meines Vaters werd' ich wol erweichen. Er ist sehr in der Uebung, Lund, mir zu verzeihn! . . . Unterdessen laufen sie hier am Strand umher, wie Ameisen, denen du ein Loch in ihr Nest gestoßen: „wo ist unser großer Ludwig Grotius? wo ist der hölzerne Senator mit den weißen Hosen?" Und der Beschützer der Nachtwächter legt seine schöne Hand auf sein gekränktes Herz — — Warum siehst du mich so an, Lund? Willst du nicht?

Und wenn sie den geschnitzten Herrn dann nicht wiederfinden? fragte Lund zurück.

Von Schweden aus thun wir ihnen kund und zu wissen, wo sie ihn suchen können!

Lund sah den Jüngling mit durchdringendem Blick von der Seite an. Und warum willst du auf einmal mit mir fort? fragte er wieder.

Axels Gesicht ward ernst. In den Muskeln seiner Wangen regte sich etwas, das eine weiche Empfindung seines Gemüths stärker verrieth, as er wollte. Ich will dir etwas sagen, murmelte er dann; alter Satyr, lache mich nicht aus!

Nun, je nachdem!

Das ist dieselbe Amalie, die da oben wohnt, fuhr Axel mit halber Stimme fort, auf die Photographie deutend. 's ist dieselbe, Lund, die — der Andre zu gern hat; der rührende alte Kerl; — der Märtyrer mit der Torte. Ich bin einer von diesen „Franzosen des Nordens", sagst du . . . Lund, es mag sein! Ich will auch nur sagen: einem Andern hätt' ich sie wol nicht gelassen; aber dieser gute Mensch — dieser Götterkerl — — Jetzt nicht lachen, Lund. Sie wäre in acht Tagen mein geworden, wenn ich wollte; — aber ich reise ab. Ich möchte,

daß sie eines Tages seine Frau würde, Lund; daß die Torte nicht wieder an ihm vorüberginge. Ich möchte, daß er endlich einmal gute Tage hätte; und er liebt sie; ich hab's gesehn. Das einzige Schaf des Armen! — Ich dagegen, der ich noch das ganze Leben vor mir habe; ich, der junge, reiche, hübsche — denn wir müssen zugeben, daß ich ein hübscher Kerl bin; warum das leugnen, Lund — — während Er — —

Mit einer plötzlichen Bewegung nahm Axel Amaliens Photographie vom Tisch, sah sie noch einmal an, und zerriß sie dann in viele Stücke. Nachdem dies geschehen war, sammelte er sie langsam und versenkte sie in seine Tasche. Ich bin wirklich nicht schlecht in sie verliebt, murmelte er mit verhaltener Bewegung. Und sie in mich... Aber eines Tages, hoff' ich, wird das alles anders; und sie macht ihn glücklich... Worüber lächelst du?

Ich hab' nur so meine Freude, weiter nichts, antwortete Lund.

Darum also will ich mit dir fort! — — Und du, willst du nun diese letzte Dummheit mit mir machen? Die mit dem hölzernen Ludwig Grotius? Willst du, oder nicht?

Sonderbarer Narr du! — Warum willst du sie machen?

Axel sah vor sich hin; dann, mit einem aufgeregten Lächeln, zu dem Freund hinüber. Lund! Ich muß mich ableiten; — lache nur, es macht nichts. Wir kleben uns Bärte an; für den Fall, daß uns Jemand dabei sehen sollte. Du bist ja auch ein „schenkelrascher Pelide": jedenfalls laufen wir diesen schwerbeinigen Seehunden davon… Ich muß mich austoben, Lund! — — Und dann noch Eins (er faßte ihn vorn an einem der Knöpfe seines Rocks, rieb und drehte daran, und strich mit der feinen Hand über das Tuch herunter): Lund, ich habe edle Regungen; aber Blut hab' ich auch! Wenn zum Beispiel mir das Mädchen nach Malmö schriebe: ich kann nicht ohne dich leben, komm wieder; ich thue dir ja Alles zu Liebe, Alles was du willst — — hübsch ist sie, Lund. Hab' ich aber diesen Streich gemacht, dann kann ich nicht wiederkommen. Das ist das Gute an der Sache, Lund! — Wir wollen zahlen und gehn!

IV.

Es war, für so winterliche Zeit, eine milde Nacht. Wenzel, den die Noth — nämlich der Mangel eines warmen Ueberrocks — abgehärtet hatte, fühlte sich bald zu warm bei seinem raschen Schritt. Er öffnete den Rock, lüftete das Halstuch und stand zuweilen, tief Athem holend, still. Sein Weg nach Hause hätte ihn am Strande entlang geführt; aber obgleich es so spät war, wandelte er in einem großen Bogen um die Stadt herum, auf den alten „Wällen", unter den Linden hin: denn wo hätte er jetzt schon Schlaf gefunden, bei dieser fiebernden Unruhe seines Hirns. Das Gespräch, der Wein, zuletzt die Enthüllung des geheimen Kummers, mit dem er zu kämpfen hatte, trieben ihm das Blut in heißen Wellen zum Kopf. Er bereute seine Geschwätzigkeit; dann freute er sich wieder, daß der Wein so gut war; dann blieb er wieder stehen und seufzte über

Amalie und über sein Geschick. Die kahlen, schwarzen Aeste über ihm kletterten in krausen Linien durch die graue Luft. Fast unbewegliche Wolken standen hoch darüber und verhüllten das Sternenfeld; aber ein blasser Lichtschein durchdämmerte das Gewölk und verrieth die Wirkung des unsichtbaren Mondes, der im Osten aufstieg. Die dunklen Häuser und die braunen Gärten der Vorstadt lagen jenseits des breiten, tiefen Wallgrabens still wie in festem Schlaf; nur hier und da schimmerte eine helle Hausfront, von einer Laterne beleuchtet, aus dem farblosen Straßenzug herauf. Der Weg, auf dem Wenzel ging, krümmte sich wie ein Kreis; denn der Wall zog hier, als Bastion vorspringend, um die alte „Teufelsgrube" herum, einen tief eingebetteten Teich, auf den man wie auf einen halbgefüllten Trichter hinuntersah. Uralte, schwarze Kanonen standen oben auf der Höhe. Von da über die „Teufelsgrube" hinwegblickend starrte der einsame Träumer auf den Thurm des „Kröpeliner Thors", der wie ein mächtiges Wahrzeichen zum Gewölk emporstieg, und auf die Kirchen und Mauern dieser alten Stadt. Nahe und ferne Kirchen-Uhren schlugen. Wenzel horchte; es war Mitternacht.

Ist es möglich? dachte er. Geh' ich schon so lange? Und hatten wir so stundenlang in dieser Strandkneipe geschwatzt? — — Der Thürmer blies vom Marienthurm seinen eintönigen, fast klanglos verflatternden Stundenruf in die Nacht hinein. Aus der Tiefe, vom Teufelsteich, kamen sonderbare Töne herauf, es war zuerst, wie wenn Frösche quakten. Bald aber erkannte Wenzel, daß einige der Enten schnatterten, die den Teich bewohnten. Sie mochten halb oder ganz aus dem Schlaf erwachen; sie schnatterten offenbar ohne Sinn und Verstand; ein widerliches, unheimlichnüchternes Alteweiber-Geschwätz in der Geisterstunde. Plötzlich erhob sich aber, während dies verstummte, ein anderer, gespenstischerer Klang. Eine der unsichtbaren Krähen auf den fernen Dächern begann laut zu krächzen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Es ertönte wie ein heiseres Wehgeschrei durch die tiefe Stille. Sogleich erwachten, wie es schien, Hunderte von Krähen und Dohlen aus ihrem sonst so friedlichen Schlummer; von allen Dächern schienen sie zu rufen, zu fragen, zu schreien und zu jammern, so verwirrend erscholl dieses Durcheinanderkrächzen. Drüben aus der Vorstadt warfen die

Häuserreihen den Widerhall zurück; es klang, wie wenn auch dort ebenso viele Hunderte erwachten und Antwort gäben. In diesem Augenblick brach der späte Halbmond durch das auseinanderweichende Gewölk. Neben dem horchenden, leise schaudernden Wenzel, ihm zur Seite zwischen den schwarzen Kanonen, ward etwas Dunkles, wie eine Menschengestalt, am Boden sichtbar. Wenzel schrak zusammen . . . Er blickte hin; doch mit Scheu. Ihn durchfuhr plötzlich der Gedanke: dort liegt das, warum die Krähen erwachten, und warum sie krächzen. Ein Erschlagener . . .

Das Mondlicht ward heller und Wenzel lächelte. Er athmete beruhigt auf. Was dort am Boden lag, war s e i n e i g n e r S c h a t t e n; der Mond zeichnete ihn auf das vergilbte Gras. Doch nun fühlte er erst, wie seine Pulse schlugen. Er hatte eine Hand auf die schwer athmende Brust gelegt, ohne es zu wissen; ein Schauder, der ihm über den Rücken gelaufen war, saß ihm noch im Nacken, im Hinterhaupt, sodaß ihm war, als greife dort eine Faust in sein zusammengepreßtes Haar. Großer Gott! dachte er und schämte sich. Wessen Schatten ist das? Eines alten

Narren, der noch immer ein Kind ist. Warum sollte hier ein todter Mann liegen; was sind das für Gedanken ... Mitternacht. Nun ja, warum denn nicht Mitternacht; — an Geister glaubt ja doch wohl der alte Esel nicht mehr! — Was gehn die Krähen mich an; — — jetzt werden sie still. Dieses unglückselige Gespräch über meine Criminal-Phantasien, meine Mord- und Proceß-Gedanken; das geht mir nun nach . . . Und das Bier, der Wein; — — aber der Wein war gut. Mild und stark! — Was für eine Gottesgabe! — — Geh nach Hause, Wenzel. Beruhige dich, wasch dir den heißen Kopf, und dann schlaf aus. Siehst du, wenn du gehst, geht auch der „todte Mann", der da unten lag. Siehst du wohl, wie er vor dir her geht. Er ist gescheidter als du, er geht dir voran, nach Haus. Geh ihm nach; geh schlafen!

Wenzel ging seinem Schatten nach; den Weg zurück, den er gekommen war, und durch die Strandstraßen hin. Hier verschwand der Schatten; der Mond beleuchtete nur die Giebel und die Dächer, denn die Höhe des Himmels hatte er noch nicht erstiegen, und in diese einsamen, todten, engen Gassen, die mit dem Fluß in gleicher Richtung liefen,

dämmerte nur sein Widerschein hinab. Von Zeit zu Zeit senkte sich, über Kreuz, eine hellere, breitere Straße aus der hügeligen Stadt herunter, lief auf den Hafen zu, und die im Mondlicht glänzenden Masten der Schiffe erschienen. Dann verschwanden sie wieder, und die alte Strandgassen-Dämmerung legte sich dem Träumer vor's Gesicht. Er dachte an die kleinen Nichten, die nun friedlich schliefen; und an die Geschichte von der Torte, die den freundlichen jungen Fremden so gerührt hatte . . .

Du! es geht langsam mit dem alten Burschen! hörte er plötzlich eine Stimme sagen.

Eine andere Stimme antwortete, wie zur Ruhe verweisend; aber in einer Sprache, die Wenzel nicht verstand. Er sah nur auf und ging weiter. Drei männliche Gestalten befanden sich vor ihm auf der Straße; in dunklen Kleidern, nur die mittlere hatte helle Hosen, die in dem ungewissen Dunkel leuchteten. Der muß warmes Blut haben, dachte Wenzel, daß er in dieser Jahreszeit Sommerhosen trägt!

Einer der Männer flüsterte, als Wenzel näher herankam, und sie wichen aus. Zwei von ihnen führten den

Dritten, den in den Sommerhosen; dieser Dritte schien nicht sehr sicher auf den Füßen zu sein, denn bei jedem Schritt schwankte er etwas, bald nach rechts, bald nach links, und willenlos schien er sich den Andern zu überlassen. Sie führten ihn von der Straße auf den Bürgersteig, wobei er strauchelte, und zogen ihn hinauf wie ein kleines Kind.

Kann er denn nicht die Beine selber heben! dachte Wenzel, der sonst in aller Gutmüthigkeit die Menschen gewähren ließ. Dieser Trunkenbold!

Er blieb unwillkürlich auf der Straße stehn.

Dies schien den Andern, den Nüchternen, etwas peinlich zu sein; denn sie flüsterten wieder, von ihm abgewandt, und der Eine von ihnen suchte den Elenden, der nicht stehen konnte, mit seinem ausgespannten Mantel zu verdecken. Auch drückte er ihm den hohen, weichen Filzhut fester auf den Kopf. Das gefällt mir an ihm, dachte Wenzel, daß er für den Schweinigel, den Betrunkenen, so viel Schamgefühl hat. Der aber steht wie ein Klotz; mit dem Kopf gegen die Wand . . . Was für ein Elend ist es doch, in der edlen Gottesgabe sich zu übernehmen!

Wenn ich damals Friederikens todten Vater nicht hätte leben lassen — —

Nun, erbrich dich einmal, alter Junge! sagte einer der Nüchternen mit heller Stimme zu Dem in den hellen Hosen, der sich gegen ein Haus lehnte. Vielleicht, alter Junge, daß dir dann besser wird!

Der „alte Junge" erwiderte nichts; nur ein unterdrücktes Lachen, von dem Andern zur Rechten, ließ sich hören.

Wenzel stand nicht länger; aus Zartgefühl ging er seines Weges weiter. Sie sollten ihm eine Feder oder dergleichen in den Mund stecken! dachte er im Gehn. Diese helle Stimme war mir so bekannt; — doch wem sie gehört, könnte ich nicht sagen. Der „alte Junge" (er blickte einmal zurück) steht noch immer, ohne sich zu rühren. Eine Puppe von Holz kann nicht hilfloser, klotziger, willenloser sein, als dieses sogenannte „Ebenbild Gottes" da. O du „Krone der Schöpfung", was kann aus dir werden!

Indem er das dachte, ließ er die Drei hinter sich, im Dunkel, und trat durch eines der Strandthore (zur Zeit dieser Geschichte standen sie noch) auf den „Strand"

hinaus. Hier lag heller Mondschein auf den Ziegel- und Balkenhaufen, den am Ufer hingestreckten Ankern und Ketten, den hochragenden Schiffen, den Landungsbrücken und dem fast wie ein See ausgebreiteten Fluß. Links, hart am Wasser, erhob sich der „Krahn", mit dem man die Masten in die neugebauten Schiffe einläßt; er streckte seinen Hebearm wie einen ungeheuren Elephantenrüssel schräg in den Himmel hinaus. Mit nackten Raaen lagen die großen Fahrzeuge, dicht gedrängt, wie ein winterlicher Wald ohne Blätter da; die dunklen Rumpfe, die noch keine Fracht zu tragen hatten, stiegen hoch über dem Bollwerk auf. Alles war still und todt, wohin man sah. Auf den verlassenen Strickleitern kletterte nur das Mondlicht auf und ab. Die Schiffe rührten sich nicht, denn die Luft war leblos. Glatt lag die bleigraue Fläche des Wassers, bis zum niedrigen Ufer drüben; vorne aber am Bollwerk, an das Wenzel herantrat, schwärzte sie tiefer Schatten, der sich nicht bewegte. Nur ein leichter Wasserdunst schien heraufzusteigen; und dem schnobernden Wenzel war's, als rieche er sogar Meerluft, obwohl die See noch mehr als eine Meile entfernt war. So still schlief

die Nacht, daß er das klingende Platzen der Blasen im Wasser hörte. Auch das leise Schnalzen der kleinen Fische erklang; zuweilen erknarrte langsam eines der straffen Taue auf den Schiffen, oder am Bollwerk gluckſ'te, kaum vernehmbar, ein einziges, letztes, eingefangenes Wellchen, das in seinem Winkel zwischen Pfahl und Ufer sein müdes Dasein verhauchte.

Wenzel sah umher und begann zu träumen. Ueber ihm ragten die langen Bugspriete der dem Land zugekehrten Dreimaster wie riesige Kanonenläufe in die Luft hinein, über den Hafendamm weg. Die weißen Gestalten und Brustbilder am schwarzen Bug sahen ihn ernsthaft und gespenstisch an, wie Gefangene, Verzauberte, die sich nicht rühren können. Die beiden großen Löcher rechts und links im Bug, durch welche die Ketten liefen, erschienen ihm wie die Augen des Schiffsgesichts; die großen Anker hingen wie gewaltige Haarlocken über den Bord herab. Wenn mir vielleicht eines Tages — dachte Wenzel — so ein Ungeheuer Amalie Berring entführt, in's Meer hinaus! Ihr Jüngling steht dort an Bord und lockt sie; und sie springt ihm nach — — und das Schiff stößt ab! . . .

Soll ich das dulden? Nein. Ich springe auch; klammere mich an — —

Sein Blut ward wieder wild; er bewegte die Finger, und mit großen Schritten ging er am Ufer fort, ohne aufzusehen, ohne zu wissen wohin. An die Schiffsleiter, dachte er, klammere ich mich an; ich schwinge mich über Bord . . . Will er mir das Einzige, was ich habe, lassen, oder nicht? — Will er nicht? — Wie, du schlägst nach mir? Vor den Augen Amaliens schlägst du mir in's Gesicht — — Das ist zu viel. Das fordert Blut. Schurke, das wird dein Tod! — Ich bin stark, siehst du, ich hab' noch Kraft in den Armen; siehst du, wie ich dich halte? Und wenn du dein Messer ziehst, drück' ich dich zusammen, wie wenn du von Gummi wärst, und werfe dich über Bord . . . Halt dich nur an der Strickleiter fest; es hilft dir nichts! So, so, so reiß' ich dich los; hinunter in's Wasser mußt du, elender Verführer du — —

Plötzlich sah er auf. Da hinein mit dir! hörte er Jemand sagen.

Am Bollwerk, nicht weit von ihm, standen zwei Männer, die einen dritten hielten. Sie waren ihm abge-

wandt, ihre Gesichter konnte er nicht sehen. Eh er noch „drei" hätte zählen können, zog Einer den Dritten, den er fast verdeckte, näher bis zum Rand, gab ihm einen gewaltigen Stoß, und der Mensch sank wehrlos und lautlos in den Fluß hinab.

Herr mein Gott! rief Wenzel aus.

Im nächsten Augenblick sahen die beiden Uebelthäter ihn an; helle Gesichter mit schwarzen Bärten erschienen in dem ungewissen Mondlicht, das wieder durch Gewölk verschleiert war. Der Größere von den Beiden stieß einen kurzen, raschen Laut hervor, und lief dann mit solcher Geschwindigkeit davon, daß er sogleich hinter Bretterstapeln verschwand. Der Andere blieb — wie es schien, vor Ueberraschung — stehn. Vom Wasser her kam ein harter, dumpf klatschender Schall; aber kein Schrei, kein Stöhnen, kein Laut einer Menschenstimme; nichts mehr. Herr mein Gott! rief Wenzel noch einmal aus.

Nun schien auch der Andere, Kleinere an Flucht zu denken; er wandte sich und setzte sich in Bewegung. Indessen Wenzel, der sein erstes Entsetzen überwand, sprang mit langen Schritten auf ihn zu und ereilte ihn. Mörder!

Mörder! sagte er mit zitternder Stimme und packte ihn am Arm.

Der Andere riß sich los. Er schien etwas erwidern zu wollen, während er seinem Verfolger scharf in das Gesicht sah. Doch er schloß den Mund wieder, und dem fassungslosen Wenzel war's, als ob dieses jugendliche, schwarzbärtige Ungeheuer lächelte. Fliehen Sie! Schweigen Sie! sagte endlich die Stimme dieses Ungeheuers in einem künstlichen, gezwungenen Baß. Nehmen Sie das da! Behalten Sie's!

Damit zog der Mensch einen Ring vom Finger — wenigstens schien es so — steckte ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit an den kleinen Finger von Wenzels rechter Hand, und schlug dem noch immer Fassungslosen auf die rechte Schulter. Im nächsten Augenblick lief er davon, auch den Brettern zu. Fliehen Sie! Schweigen Sie! rief er noch zurück. Fliehen Sie!

V.

Die in der Phantasie so traumbildend, so ergiebig leben, sind selten die Geistesgegenwärtigsten in der Wirklichkeit; — wenigstens Herr Wenzel war in diesem Falle, und sein rasches Erwachen aus dem ersten Schreck hatte ihn selbst überrascht. Der zweite Schreck — den Mörder lächeln zu sehen, und so reden zu hören — verflog nicht so bald. Bewegungslos wie der Unglückliche, den das Wasser verschlungen hatte, starrte er dem Flüchtling nach, bis dieser hinter dem ersten, zweiten, dritten Bretterhaufen verschwunden war. Dann erst schüttelte er die Erstarrung von sich ab und lief hinterdrein.

Täuschte er sich, oder lief ihm selber Jemand aus der Ferne nach? — Er wußte nicht mehr, was er sah und hörte. Auch die Schatten hinter den Brettern verwirrten ihn, als er um die Ecke kam; mehr noch die Schatten

der Bäume, die aus der angrenzenden Allee herüberfielen: bald schienen sie Menschen zu sein, die sich verbargen, bald auch wieder nicht. Endlich sah er einen andern, körperlicheren Schatten, der weit hinten in der Allee vorüberhuschte; darauf einen zweiten, der ebenso rasch verschwand. Das sind sie ja wieder! dachte er und seufzte. Athemlos — denn er war des Laufens nicht mehr gewohnt — stürzte er ihnen nach, bis er nicht mehr konnte. Wieder schien Jemand hinterdrein zu traben, aus der Ferne her. Dann erscholl ein Pfiff . . .

So war er bis zum Petrithor gekommen; erschöpft stand er hier still. Die Beiden, die er verfolgte, waren längst verschwunden; vielleicht in eine der Nebenstraßen geflohen; — wie sollte er wissen, wohin. Er ging noch durch das Thor hindurch, an dem der gemalte „Vogel Greif“, das Wahrzeichen der Stadt, seinen Märchen-Schweif ringelte; ging ein paar Häuser weiter, die Slüterstraße hinauf. Dann, da er in der öden Stille nichts mehr sah, nichts hörte, blieb er rathlos stehn.

Da wär' ich nun richtig vor meinem Haus! dachte er verwirrt. Links, eine grüne kleine Anhöhe hinauf,

erhob sich die Petri-Kirche mit ihrem endlosen spitzen Thurm, dem höchsten der Stadt; rechts, in der Häuserreihe, stand das kleine, dürftige Gebäude, in dessen oberem Stock er mit Marthe und Grete Schmidt, seinen Nichten, wohnte. Denn in dieser armseligen Gegend ließ sich billig leben; und er hatte das unentgeltliche Vergnügen, von seinem Fenster aus den stillen, feierlichen Kirchenplatz und den zum Himmel hinaufweisenden Thurm zu sehn . . . Warum ist denn Licht in meinem Zimmer? fragte er sich verwundert. Oder seh' ich falsch? Träum' ich? Bin ich nicht recht bei Sinnen? Hab' ich auch dieses fürchterliche Ereigniß und die Flucht, die Verfolgung, alles nur geträumt? — Wenn ich wirklich bei Sinnen bin, seh' ich da oben Licht. Was bedeutet das? — — Er griff in die Tasche, zog mit zitternder Hand seinen Hausschlüssel hervor, und öffnete die Thür.

Mit drei Schritten war er bei der engen, hölzernen Treppe, die er im Dunkeln fand; er stolperte hinauf. Als er aber in sein Zimmer kam, stand er beruhigt still. In der That brannte die Lampe auf seinem Tisch; Frau Schwäbke hatte offenbar in der Schlaftrunkenheit vergessen,

sie auszulöschen; aber sie selber schnarchte friedlich nebenan (die Thür war offen), und ebenso unversehrt und ungestört schliefen Marthe und Grete in ihrem gemeinsamen Bett. Neben dem seinen stand es an der Wand; denn „ich bin ihnen ja Onkel und Tante, Frau Schwäbke", pflegte er zu sagen. Die kleine Kammer nebenan war für Frau Schwäbke allein; in diesem „Salon" aber, oder dieser „besten Stube", wie Wenzel der Humorist sein einziges Zimmer nannte, lebte die „Familie" bei Tag und bei Nacht. Hier spielten die Kleinen, wenn er als Lehrer der Jugend in die Häuser der „Reichen" ging; hier schrieb er ab, wenn sie schliefen; hier wälzte er sich noch zuweilen phantasirend auf seinem Strohsack, wenn sie schon erwachten ... Er trat an ihr Bett. Unter einer blau und weiß gestreiften, großen Decke lagen die Zwillinge, Nachtmützchen auf dem Kopf, so übereinstimmend da, als wären sie ein einziges Geschöpf mit zwei kleinen Köpfen und vier kleinen Armen. Je zwei dieser Arme — alle mager und fein — lagen mit ineinander gefalteten Händen auf der Decke. Die Köpfe hatten sich ein wenig auf die Seite geneigt, beide nach links. Ueber jede Stirn fielen ein paar Löckchen;

darunter streckte sich je ein längliches Näschen, das schon jetzt verrieth, daß es einst der großen Nase des Onkels gleichen wolle. Dieses zweiköpfige Wesen schien nur Ein Lungenpaar zu haben: denn gleichmäßig hob und senkte sich die Decke hier und dort. Sogar die Lippen hatten sich hier und dort geöffnet; Beide schienen zu lächeln.

Hm! murmelte Wenzel. Wenn man sie so ansieht — und nicht ihr Onkel und ihre Tante ist — könnte man wol fragen: warum wurden Zwei daraus? — Wohlfeiler ließen sie sich ernähren, wenn die Natur die Sache vereinfacht hätte (er lächelte wehmüthig); wenn dieses Wesen nur Grete oder Marthe hieße — — Nichts für ungut, Grete — oder Marthe — je nachdem. Ich sage nur so. Ich meine es nicht so. Keiner von euch will ich zu nahe treten; ich will eine Grete und eine Marthe haben; und euch beide zu großen Frauenzimmern zu machen, dazu wird's ja noch reichen! — Ich bin ja gesund; dieser Schwindel hat nichts zu sagen — —

Indem er das murmelte, setzte er sich hin; denn die überreizten Nerven spielten plötzlich ein thörichtes Spiel mit seinem Blut, ließen es nicht zum Hirn, und das Be-

wußtsein drohte ihm zu entfliehen. Er griff nach der Lehne des Stuhls, in den er gesunken war, und hielt sich fest. Eine Weile war ihm, als wisse er nur noch von sich, daß er Wenzel heiße; — dann weckte ein lauter Pfiff, von der Straße her, ihn wieder auf. Schwere Tritte ertönten auf dem Pflaster. Eine Baßstimme ließ sich vernehmen; bald darauf eine zweite, die nur flüsterte. Wenzel fuhr wieder empor.

Wird die Straße noch einmal lebendig, dachte er, in so tiefer Nacht? Pfiff nicht Jemand; ebenso wie vorhin? — — Vorhin — — Hatt' ich denn ganz vergessen, was vorhin geschehen ist. Warum steh' ich denn hier? Muß ich nicht zum Steinthor laufen, auf die Polizei — melden, was ich gesehen habe, ich mit meinen Augen — wie er in's Wasser fiel — — Lautlos, wie ein Stück Holz, fiel der Mensch hinein. War er denn schon todt? — — Und dieser Schwarzbärtige, der lächelte und mir sagte — —

In diesem Augenblick sah er auf seine Hand, und sah den Ring. Es war ein wirklicher, leibhaftiger Ring, den ihm der Mörder an den Finger gesteckt hatte. Von Neuem entsetzt nahm er ihn in die Hand. Ein großer Rubin

leuchtete ihm entgegen . . . Wie? Hatte er nicht so einen Rubin heute Nacht gesehn? bei dessen Anblick ihm der Gedanke kam: „Davon könnt' ich ja wol ein Jahr leben, ich mit meinen Nichten?" — Und dieser Rubin steckte damals an einer weißen Hand; an der Hand des hübschen jungen Fremden, der ihn so zärtlich umarmt hatte — —

Man polterte die Treppe herauf; dieses Geräusch unterbrach seinen Gedankengang. Die Thür seines Zimmers ward geöffnet, ohne daß Jemand geklopft hätte. Ein Nachtwächter trat herein; dann ein Schutzmann in seiner Uniform, und ein alter Matrose — wie es schien — der sich keuchend den Schweiß von der Stirne wischte. Doch als diese alte „Theerjacke" den plötzlich erblassenden Wenzel in's Auge gefaßt und eine Weile scharf beobachtet hatte, keuchte er dem Schutzmann zu: Sehen Sie, da steht er! Das is er! Herr, varhaften Sie diesen Herrn; das is einer von die Varbrecher! warraftig und Gott!

VI.

In der „Schreiberei“ saß der kleine Senator Ludwig Grotius, der Director des Polizei-Amts dieser alten Stadt, am Morgen nach dieser Nacht hinter seinem Tisch. Es war das Zimmer, in dem er die Feinde der öffentlichen Ordnung und des Gesetzes zu verhören pflegte; ein altes, einfaches, trauriges Gemach, wie es selbst Wenzels düstere Phantasie sich nicht einfacher und trauriger gedacht hätte. Mitten in diesem Zimmer stand er selbst, Gottlieb Wenzel, vor des Herrn Grotius Tisch. Die Feder des Polizei-Schreibers, der etwas zur Seite saß, knisterte mit mechanischer Geschäftigkeit über den großen Protokollbogen hin, immer von links nach rechts. Wenzel hatte gesprochen, nun verstummte er. Er zog sein großes, buntes Schnupftuch aus der Tasche, um sich die „hohe Denkerstirn“ zu trocknen; zog dabei auch eine Düte mit hervor, sah sie zu

Boden fallen, bückte sich aber nicht, um sie aufzuheben, sondern mit finsterer Unbeweglichkeit sah er auf sie herab.

Was ist das? fragte der Senator Ludwig Grotius scharf und streng.

Knallbonbons, antwortete Wenzel.

Warum hat man sie Ihnen nicht abgenommen? fragte der Senator.

Die Düte hatte sich in mein Taschentuch verwickelt, darum hat man sie vermuthlich nicht bemerkt, antwortete Wenzel gutmüthig, um den nachlässigen Schutzmann zu entschuldigen.

Und mit Ihrer Geschichte sind Sie nun zu Ende?

Ich habe sie erzählt, Herr Senator, wie sie sich zugetragen hat, erwiderte Wenzel; ganz der Wahrheit gemäß!

Der Polizei-Schreiber sah von seinem Bogen auf und lächelte.

Wir kennen diese Geschichte, sagte der kleine Senator selbstbewußt, indem er eines seiner kleinen, klugen Augen schloß und mit dem andern auf Wenzel zielte. Sie wird oft erzählt! Man kommt gerade von ungefähr dazu, während der Mord — oder was es nun ist — geschieht.

Man ist ganz unbetheiligt. Man will sogar den Verbrecher festhalten — kommt ihm dabei zu nahe — er steckt Einem etwas in die Hand und läuft davon; — so erklärt sich dann sehr einfach, daß man das corpus delicti bei uns findet. Wie gesagt, diese Geschichte ist sehr beliebt; sie wird oft erzählt. Nur müssen Sie sich nicht wundern, daß ich sie nicht glaube.

Ich wundere mich auch nicht! erwiderte Wenzel mit düsterer, schwermüthiger Resignation, ohne zu widersprechen. Ich wußte, daß ich keinen Glauben finden würde. Ich habe es gewußt.

Woher haben Sie es gewußt?

Wenzel schwieg. Er machte nur eine Bewegung, wie wenn er dies alles schon vor Jahr und Tag erwartet hätte. Dann sah er mit verzweifelter Ruhe vor sich hin.

Es würde Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie sich wunderten, fuhr der Senator selbstzufrieden und fast heiter fort. Ich will Ihnen nun sagen, was ich von der Sache denke. Für's Erste gefallen mir diese angeblichen „harmlosen Wanderer" nicht, die Jemand in's Wasser werfen sehn und nicht um Hülfe rufen —

Ich war so betäubt, Herr —

Die dann selber davonlaufen, wenn ein Dritter kommt —

Ich lief ihm ja nach, Herr — —

Die dann einfach nach Hause gehen, statt die Polizei zu alarmiren —

Das Licht, das ich in meinem Zimmer sah — —

Und die man dann findet, während sie mit einem Rubinring liebäugeln, den ihnen Niemand geschenkt hat! — Für's Zweite aber will ich ihnen sagen, was der Zeuge Jakob Russow, Matrose, von hier, vor mir ausgesagt hat. Er kommt eben von der Kosfelderstraße auf den Strand hinaus, und geht nach links, nach dem Wall zu; da hört er hinter sich, in der stillen Nacht, einen schweren Fall in's Wasser, wie wenn ein Mensch hineinfällt. Wo, kann er nicht sagen, denn es kommt von fern; — aber er macht Kehrt, wie es die Schuldigkeit jedes ordentlichen Menschen ist, und geht auf die Richtung zu. Da sieht er zwei Männer davonlaufen, einen Kleinen und einen Großen. Der ist also nicht von selber hineingefallen! denkt er — wie es richtig war — und läuft ihnen nach. Doch weil

er ein älterer Mann und etwas kurzathmig ist, holt er sie nicht ein. Er ruft aber den Nachtwächter an, den er die Grubenstraße herunterkommen hört; und dieser pfeift einem andern; und unterdessen eilen sie, so schnell sie können, dem Großen, dem Langen nach, der auch stehen bleibt und Athem holt; und behalten ihn im Auge bis zu seiner Thür. Und als hier ein Schutzmann zu ihnen stößt, dringen sie in's Haus durch die unverschlossene Thür —

Ich schloß nicht wieder zu — weil das Licht in meinem Zimmer mich so sehr verwirrte — —

Und diese Drei finden den Großen, und in seiner Hand diesen Ring; — und der Große sind Sie!

Ja, der Große bin ich, sagte Wenzel und sah resignirt an sich hinunter. Ich aber war's, der dem Kleinen nachlief — —

Unterbrechen Sie nicht. Ich bin nicht zu Ende. Für's Dritte will ich Ihnen sagen, was sich an diesem Morgen weiter begeben hat. Herr Schwan, Inhaber einer Pension für junge Ausländer, dahier, schickt heute Vormittag auf die Polizei: einer seiner Pensionäre, ein junger

Schwede, Namens Axel Palmblad, sei in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen; ob vielleicht die löbliche Polizei — wie schon einmal der Fall war — seinen gegenwärtigen, freiwilligen oder unfreiwilligen, Aufenthalt anzugeben wisse. Ich lasse darauf zurückmelden: bei uns befindet sich besagter Axel Palmblad diesmal nicht; den Herrn Schwan aber lasse ich ersuchen — und so weiter. Herr Schwan kommt zu mir, und ich zeige ihm den bei Ihnen gefundenen Ring. Er erkennt ihn sogleich . . . Warum werden Sie blaß. — Er erkennt ihn sogleich. Diesen Ring trug eben derselbe Axel Palmblad an der Hand, der heute Nacht nicht nach Hause kam; der noch bis zu diesem Augenblick, zwölf Uhr Mittags, vermißt wird; der verschwunden ist. Inculpat, sehen Sie mich an!

Wenzel sah den Senator an, ohne sich zu rühren. Diese Verwickelung der Sache betäubte, versteinerte ihn.

Ist Ihnen dieser Axel Palmblad bekannt?

Mir? — — Nein, Herr Senator. Das heißt, doch; — vermuthlich — —

Drei Aussagen für eine! „Nein; doch; vermuthlich!“

— Wir werden ja bald ergründen, welche von den dreien die am wenigsten falsche ist — —

Der Schreiber sah wieder auf und lächelte.

Sehen Sie mich an, Inculpat; mich, den Inquirenten! — Diesen Ring, dessen Eigenthümer spurlos verschwunden ist, steckte Ihnen also Jemand an den kleinen Finger, wie Sie sagen; und zwar ein Mann mit einem schwarzen Bart; und zwar eben derselbe, der, wie Sie versichern, den Andern in's Wasser stieß. Nehmen wir einmal an, dieser räthselhafte Mann mit dem schwarzen Bart, der die Ringe, die er raubt, an Vorübergehende verschenkt, der existire wirklich: wo geschah denn das? Wo warf man den Axel Palmblad — jenen Unbekannten, will ich einstweilen sagen — über das Bollwerk in's Wasser?

Ich weiß es nicht, Herr Senator, antwortete Wenzel, dem sich ein immer dunklerer Schleier vor die Augen legte. Mir ist es nicht bewußt.

Aber Sie werden zugeben, daß wir wünschen müssen, es zu erfahren; um diesen Menschen im Wasser aufzufinden! — Sie standen dabei, wie Sie sagen, und Sie wissen es nicht?

Es war irgendwo — — aber ich hatte kein Gefühl davon, wo es war. Ich ging so dahin, ohne zu wissen, wo. Ich war so tief in meinen Gedanken — —

Der Schreiber lächelte wieder.

In was für Gedanken? fragte der Senator.

Wenzels blasses Gesicht wurde dunkelroth. Er vergrub die Hände in sein großes Schnupftuch. Seine Gedanken in jenem verhängnißvollen Augenblick standen ihm plötzlich wieder vor der Seele: seine Mordgedanken. Er hatte das Schiff erklettert, auf dem der Entführer Amaliens eben davonsegeln wollte; er hatte ihn gepackt und riß ihn von der Schiffsleiter los: „hinunter in's Wasser mußt du, elender Verführer du" — —

In was für Gedanken? wiederholte der Senator.

Ich kann's nicht sagen, murmelte Wenzel.

Hm! Sie können's nicht sagen. Sie standen dabei, aber Sie wußten nicht, wo Sie sich befanden; Sie wußten es nicht, weil Sie so tief in Ihren Gedanken waren; aber diese Ihre Gedanken können Sie uns nicht sagen. Vielleicht sagen Sie sie uns ein andermal — —

Herr Grotius klingelte. Der Schutzmann erschien, der Wenzel verhaftet hatte.

Führen Sie die junge Dame herein, die sich als Zeugin gemeldet hat, sagte der Senator.

Wenzel, der tiefgebeugten Kopfes wie ein Verlorener dastand, horchte auf. Was für eine Dame? in seiner Sache? — Er wendete seinen schlaffen, hinfälligen Oberkörper und sah nach der Thür. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihm, als, in schüchtern feierlicher Haltung und mit nassen Augen, Amalie Berring erschien.

Sie wünschen für diesen Angeklagten Zeugniß abzulegen, fragte der Senator.

Ja, sagte sie muthig, obwohl sie zugleich stark erröthete. O Herr Senator — —

Herr Grotius unterbrach sie, um die üblichen Fragen an sie zu richten: nach Namen, Stand und so weiter. Fräulein Amalie antwortete mit Festigkeit, indem sie dem Senator starr in's Antlitz sah. Dann aber warf sie aus ihren großen, hervortretenden, leuchtenden blauen Augen einen so mitleidsvollen Blick auf den armen Wenzel, daß diesen plötzliche, tiefe Rührung ergriff, als wäre er ein

Weib. Ein Gefühl des Glücks kam ihm mitten in seiner Noth. Nur daß ihn zugleich die Angst befiel, er könnte weinen; und um dieser Beschämung zu entgehn, drückte er die Hände und die Zähne zusammen, sah von Amalien hinweg und auf den Schreiber, dessen Benehmen ihn wohlthuend erbitterte und verhärtete, und erhob seinen Kopf.

Sie kennen diesen Herrn, fragte der Senator sanft, in dem ruhigen Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit.

O ja, Herr Senator; o, ich kenne ihn, antwortete das Mädchen.

Und Sie wissen, warum er hier steht —

Jesus, Gottes Sohn! Wie ist es möglich, Herr Senator; ach, wie ist es möglich! — Ich steh' vor der Thür, da kommt Frau Schwäbke gelaufen: „der Herr Wenzel sitzt in der Schreiberei, er soll Einen umgebracht haben" — — Wie ich das höre, denk' ich doch, ich muß gleich in die Kniee sacken. Und mir wird so vor den Augen, Herr Senator — —

Es handelt sich hier nicht darum, wie Ihnen wurde, unterbrach sie Herr Grotius ruhig, aber bestimmt; sondern

was Sie in dieser Sache zu bezeugen vermögen. Deshalb sind Sie hier —

Ja, Herr Senator, deshalb bin ich hier; und entschuldigen Sie nur, ich bin noch so perplex — — denn (sie blickte wieder auf Wenzel, voll Mitleid und voll Vertrauen) so ein Mann, Herr Senator! Eine Seele von einem Menschen, Herr Senator — und Dem sagen Sie nach, er hat Einen umgebracht! — — Aber ein Unglück war in der Luft; das fühlt' ich schon heute Nacht. Mich hat der Alp gedrückt — und schon vor Thau und Tag konnt' ich nicht mehr schlafen, und mir war so — ich weiß nicht; und ich verließ meinen Nachtplatz, Herr Senator, als es noch stickendunkel war —

Wollen Sie zur Sache kommen, oder nicht? fiel ihr jetzt der Senator streng und scharf in's Wort. Was haben Sie zu bezeugen —

Ach, daß er gewiß nicht schuldig ist! sagte sie mit weicher Stimme und einem rührenden Blick. Daß er eine Seele von einem Menschen ist; und er hat's nicht gethan! — Sehen Sie, Herr Senator, er hat nichts auf der Welt; außer ein paar Zwillinge — aber es sind nicht seine —

aber er hat sie geerbt; und wie er sich abextert, um sie zu ernähren, können Sie nicht glauben! Und ihm ist immer Alles contre coeur gegangen, und er geht so mit der Hungerharke durch das Leben hin; — aber er ist wie ein Held, Herr Senator! er thut seine Pflicht! Und ich sagte mir gleich, als ich davon hörte: nun sitzt er verlassen da, denn er hat ja Niemand! Aber Eine hat er, die für ihn sprechen will, — was auch die Leute darüber sagen mögen; — und wenn ich nun auch roth werde, es thut nichts. Darum bin ich gekommen, Herr Senator; daß ich für ihn rede. Und verzeihen Sie mir, wenn ich das Schluchzen kriege — — aber es ist mir so beweglich — — und glauben Sie's nicht! Er hat's nicht gethan!

Herr Grotius schwieg eine Weile. Er betrachtete dieses sonderbare Mädchen, das sich in so gemischter Redeweise so gefühlvoll ereiferte, und den Angeklagten, der nun auch vor Rührung leise schluckte. Sie gehören zum unjuristischen Geschlecht, sagte er endlich, mit so viel herablassender Milde, als ihm an diesem Ort und hinter diesem Tisch zulässig schien. Daher haben Sie denn auch nicht bedacht, daß es sich hier nicht um Ihre subjective Meinung

über den Charakter des Angeklagten handelt, sondern daß wir den objectiven Thatbestand eruiren wollen. Die Armuth ist gewiß eine sehr bedauernswerthe Sache; aber wenn wir bei einem armen Menschen einen solchen Ring finden, der einem Andern gehört — —

Was haben Sie? unterbrach Herr Grotius sich selbst, da er das Mädchen erblassen und die großen Augen noch größer aufreißen sah. Er hatte den Ring in die Hand genommen und hielt ihn zwischen Zeigefinger und Daumen in der Luft. Warum starren Sie so . . . Was sehen Sie an dem Ring?

Ich kann nicht sprechen, sagte sie nach einer Pause wie flüsternd, mit erstickter Stimme. Ich bin aus der Pust! — — Diesen Ring — sagen Sie — fanden Sie bei Herrn Wenzel — —

Ja, diesen Ring! Der dem vermißten jungen Schweden gehört —

Dem Vermißten, sagen Sie! stammelte das Mädchen. Er wird also vermißt — —

Schutzmann, halten Sie das Fräulein aufrecht! sagte der Senator. Führen Sie sie an den Stuhl. Setzen Sie

sie hin! — — Fassen Sie sich, mein Fräulein. Wir werden warten, bis Sie zu sich kommen —

O, ich bin ganz bei mir! sagte sie, stoßweise athmend und mit noch starren, verwilderten Augen um sich blickend. Herr Axel Palmblad, sagen Sie, wird vermißt — — Jesus, Gottes Sohn!

Sie kennen ihn, wie ich sehe. Sie kennen auch diesen Ring —

Amalie nickte stumm. Plötzlich ward sie roth; dann wieder blaß. Sie warf auf den armen Wenzel, der durch das Licht, das ihm aufging, wie vernichtet dastand, einen Blick voll Grauen, voll Entsetzen. Herr Wenzel, Sie zittern ja! sagte sie, wieder ohne Stimme.

Er hörte auf, zu zittern, aber er antwortete nicht.

Den Ring da hatten Sie — — den Ring mit dem rothen Stein — — Antworten Sie doch!

Sie haben ja gehört, sagte der Senator zu Amalien, da Wenzel schwieg. Heute Nacht fand man ihn bei ihm. Nachdem er entflohen war — —

Herr du meines Lebens! rief das Mädchen aus; die Hand auf der Brust. Herr Wenzel! Herr Wenzel! Sehen

Sie mich an. Sie sind ja ganz benau't; ganz von Gott verlassen. Sie haben ja woll das Leben nicht mehr ... Was haben Sie ihm gethan?

Nichts, murmelte Wenzel.

Was haben Sie ihm gethan? wiederholte sie. Antworten Sie wie vor Gottes Thron: was haben Sie ihm gethan? — Sie hassen ihn, sagten Sie mir gestern. Und Sie brüteten so vor sich hin und schlugen dann auf den Tisch — und ich verfierte mich und entsetzte mich, so wild sahen Sie aus — und ich sagte noch: „was haben Sie — Gott soll mich bewahren!“ — — Herr Wenzel! Sehen Sie mich an! Was haben Sie ihm gethan?

Wenn ich Ihnen antworte: „nichts“, so glauben Sie mir ja nicht, sagte Wenzel mit der Ruhe der Verzweiflung, indem er sein Taschentuch durch die Finger zog. Ich wußte vorher, daß mir Niemand glauben würde. Ich hab's gewußt.

O Gott! O Gott! rief sie und stand auf. Herr Wenzel, Herr Wenzel, reden Sie die Wahrheit; seien Sie nicht steinpöttig und verstockt, denn Sie stehen vor Gott! — Sie sind dann hinuntergegangen, als Sie mich verließen,

und unten im Gastzimmer haben Sie ihn gefunden — den Sie haßten, Herr Wenzel — und haben mit ihm gesessen und getrunken —

Hm! hat er das! fiel der Senator ein.

Ja, das hat er, ich weiß es! rief das Mädchen und schluchzte. Denn mein Vater kam noch hinauf und erzählte mir's —

Davon haben Sie mir ja nichts bekannt! sagte der Senator, sich zu Wenzel wendend. Sie versicherten mir ja auch, Sie kennten Herrn Palmblad nicht.

Ich kannte ihn auch nicht, murmelte Wenzel.

O Gott! O du großer Gott! rief Amalie aus, die vor krampfhaftem Schluchzen kaum mehr reden konnte. Und ich kam noch her, um für Sie zu reden — und geweint hab' ich um Sie, während ich da draußen warten mußte — — und da stehn Sie nun, von Gott verlassen! — Und Sie haben noch mit ihm gegessen und getrunken — und er war gestern Nachmittag noch so grell und grall — — und jetzt — — O mein Gott. Kain, Kain — — — Herr Senator, ich kann keine Luft mehr kriegen — —

Nachdem sie Dies noch gesagt hatte, fiel sie vom Stuhl. Herr Wenzel rührte sich mechanisch, um sie aufzuheben; doch er schwankte selbst. Er taumelte. Daß er dem Schutzmann in die Arme fiel, war ihm noch bewußt; dann hatte er das Gefühl, in's Wasser und zu dem jungen Schweden auf den Grund zu sinken, und zu seiner großen Erleichterung verließen ihn die Sinne.

VII.

Die „Schreiberei“ oder, wie das Volk sie nennt, das „Brummbärloch“ — das Criminalgefängniß dieser ehemals freien Stadt, die noch immer einen Theil ihrer alten Gerichtsbarkeit über ihre Missethäter ausübte — sah mehr einem Kasten als einem Hause gleich. Sie lag mitten in der Stadt, aber am ödesten Theil des Marienplatzes. In die sichtbare Wand dieses Kastens, die der Rauch einer sonderbar tief angebrachten Schornsteinöffnung schwärzte, waren eine Thür, einige unregelmäßige Fenster, und oben unter dem Dach eine Reihe kleiner, viereckiger Löcher eingeschnitten: hinter diesen Löchern, die trübes Glas bedeckte, wohnten die angeklagten Missethäter, oder Die, welche man dafür hielt. Hinter dem letzten Loch, an der Ecke, wohnte Gottlieb Wenzel. Die Zelle an sich konnte ihm nicht mißfallen; denn sie entsprach dem Bild, das seine Verbrechen-dichtende

Phantasie sich von einem Wohnraum dieser Art gemacht hatte. So leer wie die Tonne des Diogenes war sie nicht, auch konnte man sie aufrecht durchschreiten, wenn man sich müde gesessen oder munter geschlafen hatte („vielleicht schliefen hier Andere; ich nicht," dachte Gottlieb Wenzel); dagegen sah Diogenes durch die Oeffnung seiner Tonne mehr von Athen, als Wenzel durch das Loch da oben von seiner Vaterstadt sah. Denn das kleine Quadrat verengten noch dicke Eisenstäbe; dann legte sich von außen der hölzerne Fensterrahmen davor; und das dicke, hier und da fast erblindete Glas gab von dem reinen Licht, das es von draußen erhielt, nur einen Bruchtheil an den „Unreinen" da drinnen ab. Auch mußte man klettern, wenn man sein Gesicht an die Eisenstäbe bringen wollte, um den Pfarrhof mit seiner kleinen Spielschachtelmauer links, und gradeaus den riesigen, gothisch aufstrebenden Bau der Marienkirche zu sehn, der wie mit einem ausgebreiteten Mantel von Stein die Welt verdeckte. Himmelhoch stiegen die schmalen Fenster an den Seiten auf; höher noch der Vorbau über dem unsichtbaren Portal, der von Wenzels „Tonne" aus wie ein ungeheurer Thurm erschien, seinen spitzen Stachel

in die Wolken bohrend und von Krähen umflattert. Unten aber am Fuß dieses backsteinernen Kolosses schlief der öde Platz. Schubkarren und Handwagen standen umher, wie Schiffe im Winterhafen; Lebendiges bewegte sich hier nicht. Denn es war ein Wochentag, und die Kirche geschlossen. Und auch morgen wird ein Wochentag sein, dachte Gottlieb Wenzel. Und übermorgen; — und wie wird es enden . . .

Er sah einen Mann vor sich, den er beneidete. Dieser Mann stand an einem fernen — geträumten — Fenster in der Slüter-Straße; er hatte seine Hände rechts und links auf die Zwillingsköpfe von kleinen Mädchen gelegt, die, auf Stühle geklettert, ihre neugierigen Gesichter an die Scheiben drückten; und er blickte auf den Platz ihm gegenüber hinaus. Auch ein stiller Platz; auch ein Kirchenbau, der in die Wolken stieg. Nicht so edel gegliedert, wie die Marienkirche hier; nicht so vornehm in ein wechselndes Prunkgewand von glasirten und matten, grünlichen, gelblichen, röthlichen Backsteinen gekleidet; — aber auf den freien Platz davor sah ein freier Mann. Ein Mann, der seine Nichten und sich schlecht und recht ernährte. Ein Mann, an dem zwar die „Torte", aber auch das Verderben stets

vorüberging. Ein Mann, der seinen Hausschlüssel in der Tasche hatte; und der mitten in der Nacht zu sich sagen konnte: wohin gehn wir, Gottlieb? Ein Mann, dem keine schluchzende Stimme „Kain, Kain" zurief; der nicht einem Schutzmann in die Arme fiel, weil Amalie Berring ihn als Mörder verwünschte; der nicht zu sich sagte: mitschuldig bist du, Gottlieb — —

Denn wie kann ich es leugnen, sagte Wenzel, wieder auf seinem Lager sitzend, dumpf vor sich hin. Wozu mich belügen; was hilft das. Mitschuldig bin ich; — das hat die Vorsehung wunderbar gefügt, daß nun ich hier sitze: gethan hat's ein Anderer, aber „vor Gottes Thron" mitschuldig bin ich! — Warum dachte ich mir diesen Jüngling aus der Fremde wie ein Ungeheuer, das man umbringen muß. Warum stellte ich ihm nach mit Mordgedanken. Warum verlockte ich ihn auf schwedische Briggs und in Schlechtigkeiten, und stieß ihm dann mein Messer in die Brust, oder warf ihn über Bord! — Und indem ich das thue, in dem nämlichen Augenblick thut's ein Andrer auch. Ich in Gedanken, er in Wirklichkeit. Er entwischt, mich ergreifen sie. Ich stehe als Mörder da . . . Wenn das

nicht ein feines Stück, ein Plan der Vorsehung ist, dann versteh' ich's nicht! — „Du Gedankensünder," sagt der Geist, der die Welt regiert; „du denkst, dir kann nichts geschehn; aber ich fasse dich! Gottlieb Wenzel, die „Torte" des Glücks geht oft am Menschen vorbei; aber die Vorsehung nicht! Was hatte dir dieser Jüngling gethan, der vielleicht unschuldiger, besser war als du? der in seiner Herzensgüte freundlicher zu dir war, als du's verdientest? Hatte ich Amalie Verring nur für dich geschaffen? Hatte ich sie dir übergeben, über sie zu wachen, und alle Die in Gedanken umzubringen, denen sie gefiele? — Du Gedanken-Kain! Ich habe dich an den Ort gebracht, wohin du gehörst. Sündige nicht wieder in deinem Herzen: murre nicht gegen mich! Sei ganz still, Gottlieb Wenzel. Frage nicht, wie es enden wird. Ich weiß, wie es enden wird; du nicht. Wart's ab; murre nicht!" — —

In solchen und ähnlichen Gedanken saß Wenzel da; so verging der Tag. Essen konnte er nicht; Schlafen war unmöglich. Dachte er an seine Nichten, so schwoll ihm das Herz; dachte er an Amalie, so lief er Gefahr, wie ein Kind zu weinen . . . Doch dann richtete er sich wieder

steifer auf und sagte in sich hinein: „Sei ganz still Murre nicht!“ — — Es war endlich dunkel geworden die Sterne schienen aber vom unbewölkten, stahlfarbigen Himmel herab. Er saß, vielleicht stundenlang, unter seinem Fenster und träumte zu ihnen hinauf, sich durch philosophische Betrachtungen zu erleichtern suchend; zuletzt erstaunte er über ein Gefühl, das sein Herz bewegte: tiefes Mitleid mit Amalie, daß sie ihren geliebten, schönen Jüngling verloren hatte. Diesen freundlichen, lebensfrohen, gütigen Jüngling; — dem er sein Herz ausgeschüttet, ohne es zu ahnen. Ihm entfuhr ein so schwerer, lauter Seufzer, daß er vor dem unerwarteten Ton in der tiefen Stille erschrak. Es war ihm auf einmal unerträglich, so allein zu sein. Indem er sein feuchtes Gesicht an die Eisenstäbe seines Fensters brachte, suchte er irgend etwas Lebendes zu entdecken . . . Wer steht dort? dachte er.

Eine große, weibliche Gestalt, den Kopf durch ein dunkles Tuch bedeckt und das Gesicht verschleiert, stand nicht weit von der Kirchenthür und schien herüberzuschauen. Sie bewegte sich nicht.

Sie hat Amaliens Größe, dachte er. Doch warum

denk' ich immer an Amalie! Die liegt zu Hause auf dem Sopha oder im Bett, weint um ihn und verwünscht mich. Vielleicht sitzt hier neben mir ein Anderer, der glücklicher ist als ich; der eine Liebste hat, die von unten heraufseufzt. Und was für ein elender Schuft mag er dabei sein . . . Sei du still. Murre nicht!

Die Gestalt blieb noch eine Weile stehn; dann legte sie die Arme ineinander (ganz wie Amalie! dachte er); endlich ging sie langsam an der Kirche hin. Doch von Zeit zu Zeit wandte sie sich und sah noch zurück. Leise that es ihm wohl, daß es doch irgend einen Menschen gebe, der sich für die „Schreiberei" und ihre Bewohner interessire; — wenn auch nicht für mich! dachte er. Als sie an die Ecke kam, stand sie noch einmal still. Sie zog ein Schnupftuch hervor und brachte es, den Schleier lüftend, an's Gesicht; und wenn es nicht der Nase galt, so schien sie zu weinen. O dieser Glückliche! murmelte Gottlieb Wenzel vor sich hin.

Das Licht einer nahen Laterne fiel auf sie und das Schnupftuch; der Schleier lag aber wie zuvor, vom Gesicht konnte er nichts sehen. Das Schnupftuch entfaltete sich

über ihrer Hand. Es war groß und bunt. Wie kam dieses Frauenzimmer zu einem so großen Taschentuch von denselben Farben, wie Er — Gottlieb Wenzel — eins in der Tasche trug; wie er deren noch vier zu Hause hatte: denn das sechste hatte er einmal, im Scherz, Amalie Berring geschenkt. Am Dreikönigstag war's; und er hatte es ihr geschenkt, damit sie nicht länger über seine ungeheuerlichen „Schnupf-Laken" lachen, sondern ihren praktischen Werth selber erkennen sollte. Wie kam jetzt dieses Frauenzimmer dazu, so ein „Laken" in der Hand zu halten — —

Sie hob es empor, wie eine Fahne; wie wenn sie es zeigen, damit winken wolle. Dann sank es wieder, und sie verschwand um die Ecke.

Großer Gott! sagte Wenzel laut. Er sank auf seinen Stuhl. Das war Amalie; oder Alles lügt! Ja, das war Amalie — — und wie ist es möglich!

VIII.

Bis zum Dunkelwerden hatte Amalie Berring auf ihrem Bett gelegen; zuweilen mit geschlossenen Augen, wie wenn die Bewußtlosigkeit, aus der sie im Vorzimmer der „Schreiberei" erwacht war, wiederkäme; zuweilen trostlos gegen die Decke starrend und in jammervoller Klarheit der Gedanken. Sie hatte sich eingeschlossen; Niemand durfte zu ihr. Erst als die Sterne in die Fenster schienen, raffte sie sich auf. Doch sie saß noch lange auf ihrem Bett; trat endlich aus dem Cabinet, in dem sie schlief, in ihr Wohnzimmer, nahm ihre Lampe vom Spiegeltisch, zündete sie an, und trug sie zum Nähtisch, der am Fenster stand. Es war ein Verlangen über sie gekommen, die eine der beiden Photographien zu sehen, die sie in der Schublade des Nähtisches verschlossen hielt; die sie täglich in unbewachten Stunden herausnahm, damit sie sie bei der Arbeit,

beim Lesen, beim stillen Denken vor Augen habe. Der eine war ihr theurer „Meister“ und „Bildner“ Gottlieb Wenzel; wer der Andere war, brauch' ich nicht zu sagen. Diesen wollte sie sehen. Sie schloß auf, und mit nassen Augen blickte sie auf die beiden Photographien hinab. Neben Scheere und Fingerhut lagen sie über einander; Gottlieb Wenzel lag oben.

Dich will ich nicht sehen! sagte sie mit einer schaudernden Bewegung. Kain, Kain — —

Sie nahm ihn in die Hand, um ihn wegzuwerfen. Indem sie ihn so zwischen den Fingern hielt, verweilte ihr Auge darauf; — o wie anders wird er mir jetzt, jetzt vorkommen! dachte sie. Er sah aus dem Bilde heraus, ihr in's Gesicht; sein großer Kopf füllte fast die ganze Photographie. Ueber der „Denkerstirn“ stieg das zurückgewichene Haar buschig in die Höhe. Sie suchte es recht mit Abscheu anzublicken; in diesem ungebändigten Gelock schien sich ihr — ach, heute zum ersten Mal — eine verwilderte Seele zu verrathen, die sich sonst verbarg. O, was für Gedanken — sagte sie vor sich hin — was für Gedanken steckten hinter dieser furchtbaren, großen Stirn —

Ach mein Gott! seufzte sie. Ach, und doch so 'ne edle Stirn. Und so blink und blank. Gott im Himmelsstrom, wie soll man sich prekawiren, wenn die Schlechtigkeit in so einem Tempel Gottes wohnen kann! Diese große, blasse Nase, die so treuherzig zwischen den magern Backen in die Welt hineinsieht: „ist da auch Platz für mich?“ Und die dunkeln Augen, die so tief, tief hinter der Stirn liegen, — wie unter 'nem hohen, hohen Giebeldach; und wie wehmüthig kucken sie mich an. Ich mag gar nicht mehr hinsehen; mir wird ja wol ganz miserabel und erbärmlich zu Sinn. Sie wollen mir's ja wol rein zum Vorwurf machen, daß ich ihnen nicht mehr glauben will. Ach, sie sind so gut! Und so angegriffen von dem Schreiben und Schreiben, — und so ehrlich kucken sie mich an. Und die dünnen Lippen. Als hätten sie sich nach und nach so schmal gemacht, weil ihnen auch nur schmal zugemessen wird; — ach, und es kam ja auch immer mehr Gutes aus ihnen heraus, als in sie hinein! — Aber sie lächeln doch ein bischen; so gutherzig. Als wenn sie sagen wollten: „Viel haben wir nicht vom Leben; aber vergrätzt und verbittert sind wir darum doch nicht! Und sehen Sie uns

doch nur an, Fräulein Amalie; sehn Sie ihren alten Lehrer und Freund doch recht ordentlich an" — —

Ach! seufzte sie plötzlich, und ihre leicht gerührten Augen füllten sich mit Thränen. Ja, sie sah ihn an. Fort und fort sah sie ihn an; denn er that es auch; und er schien zu ihr zu sprechen und zu klagen. Wie wenn er leise und traurig sagte (wenigstens dachte sie sich seine Worte so): „Wie können Sie so schlecht von mir denken, Fräulein Amalie. Sehen Sie doch her. Eine hübsche Extremität hab' ich freilich nicht; pük und fein bin ich nicht; aber Mord und Todtschlag sehn Sie mir doch nicht an! Hab' ich wol ein Gesicht für Schlechtigkeiten? Und hab' ich nicht gehungert und gedarbt, ohne zu murren; und hab' ich Sie nicht immer lieb gehabt, ohne unbescheiden zu werden; und haben Sie je ein Wort von mir gehört, das nicht unschuldig und gut gewesen wäre; und warum glauben Sie nun, ich hätte Axel Palmblad umgebracht? Hab' ich Ihnen nicht in der Schreiberei, vor meinem Richter und vor Gottes Thron gesagt, daß ich unschuldig bin? Fräulein Amalie, warum glauben Sie mir nicht? Sehen Sie mich doch an" — —

Sie konnte ihn nicht mehr sehn, sein Gesicht verschwamm ihr vor den nassen Augen. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel! seufzte sie und stand auf. Das Bild fiel ihr aus den Fingern, auf den Tisch. Sie ließ es liegen; — — ich will zu Herrn Lund gehn! sagte sie auf einmal. Hatte ihr nicht Axel Palmblad zuweilen, so im Reden, gesagt: „wie mein Freund Lund behauptet“? Hatte er ihr nicht erzählt, daß er aus Malmö sei, „und mein Freund Lund ist es auch“? Hatte er sie nicht eines Abends, als sie aus dem Theater kam, nach Hause geführt; und waren sie nicht durch die Kosfelderstraße gegangen, und hatte ihr nicht Axel Palmblad das grüne Eckhaus gezeigt und gesagt: „da oben wohnt mein Freund Lund“? — Ich weiß also, wo er wohnt, dachte sie; nahm nicht ihren Hut, sondern ein Tuch, umhüllte damit ihren Kopf und die runden Schultern, band sich einen Schleier vor's Gesicht, und löschte die Lampe aus. Ich will ihn fragen, ob er nichts von Axel Palmblad weiß! dachte sie im Gehn. Ach, und Herr Wenzel — — ach, mein guter Herr Wenzel hat es nicht gethan! Wie war ich schlecht, wie war ich schlecht, daß ich ihm nicht glaubte. Ach, wie wär' es möglich!

Sie stieg die Treppe hinunter, nahm ihren Bruder, einen Knaben, mit, um zu dem fremden jungen Mann nicht allein zu kommen, und ging in die Nacht hinaus. Es war spät geworden; die Leute aber standen noch vor den Thüren und sprachen über die Gasse hinüber, und Alle schienen nur von Axel Palmblad und Gottlieb Wenzel zu sprechen. „Je, der ist ja nun auch 'n bischen todtgeblieben," hörte sie einen Spaßmacher sagen, der im Schurzfell auf der Schwelle stand. „Erst hat er ihn abgemurkst, und dann 'ringeschmissen," sagte drüben unter dem Thorweg eine andre Stimme.

Amalie konnte nicht hinsehn, aus was für einem Mund diese Stimme kam; sie hätte es gern gethan, aber sie konnte es nicht; so sehr empörte sich ihre arme Seele. Sie drückte sich ihren Schleier gegen das Gesicht und ging rascher fort. O gemeine, gemeine Welt! dachte sie (es war ein Vers aus einem Gedicht) und seufzte. Doch da stand sie schon vor dem Haus „seines Freundes Lund." Ach, kein Licht hinter seinen Fenstern . . .

Zu wem wünschen Sie? fragte eine alte Frau, die drinnen im Haus auf der Treppe stand.

Zu Herrn Lund! sagte sie verlegen.

Der ist fort, antwortete die Frau.

Wohin?

Nun, wohin er gehört! In sein Schwedenland! Da mögen sie ja wol alle mit Pinseln Gesichter auf die Fensterscheiben malen; — wenigstens Herr Lund hat's da oben auf meinen Fenstern gethan. Wenn's nicht der Andre gethan hat, der Musche Palmblad; der nun ja wol in der Warnow liegt.

Amalie zitterte.

Ist er nach Malmö abgereist? fragte sie.

Wer?

Herr Lund.

Wenn er nicht gelogen hat, ist er wol nach Malmö! Denn da wollte er hin!

Ich danke Ihnen. Adieu.

Bitte; keine Ursache! — — Wenn Sie ihm vielleicht telegraphiren wollen (die Frau lächelte höhnisch), so melden Sie ihm nur auch gefälligst, ich hätte Ihnen gesagt, er wäre ein — —

Amalie war schon fort. Das letzte Wort hörte sie

nicht mehr. Es thut auch nichts! dachte sie . . . Aber die Frau hat Recht, fuhr ihr durch den Kopf: warum sollte ich ihm nicht telegraphiren . . . Ja, ich telegraphire! — So viel Geld habe ich ja noch. Als ich gestern Herrn Wenzel die sechs Stunden zu viel bezahlte — — ach, der arme Schlucker! — — da behielt ich ja noch mein Monatsgeld. Ich telegraphire an Herrn Lund in Malmö: „Axel Palmblad wird vermißt; soll ermordet in der Warnow liegen. Ein Unschuldiger wird verdächtigt. Um Gottes Barmherzigkeit willen, was wissen Sie von ihm? Antwort bezahlt" . . . Und meinen Namen setze ich darunter . . .

Du kannst nach Hause gehn; ich komme bald! sagte sie zu dem Knaben und schickte ihn fort. Sie stürzte weiter durch die Straßen, dem Telegraphenamt zu.

Arme Amalie! Sie hatte heute kein Glück. Im Telegraphenamt war schon die Thür geschlossen; der Tagesdienst war zu Ende. Nachtdienst gab es hier nicht. Ach, was nun? dachte sie verzweifelnd, und über die runden Wangen rollten wieder Thränen. Warten bis morgen früh! — Ach, und nun wohin?

Sie lächelte auf einmal, es war ein liebliches Lächeln; denn sie wußte, wohin. Ich gehe auf den Marienkirchhof, sagte sie zu sich; und kucke ein bischen hinauf nach der Schreiberei. Vielleicht, daß ich sein liebes altes Gesicht an seinem Kuckloch sehe; oder wenn auch nicht, — ich bin ihm doch nah — und es ist mir doch so zu Muth. „Schleier, Schleier, der du mich verhüllest“ — — Und dann seh' ich noch einmal nach den Nichten hin. Ach, die armen, kleinen, magern Zwillinge; die armen Spirrfixe; die werden nun jammern um den Onkel Gottlieb, ihren Beschützer und Erhalter . . . Ja, ich spring' noch hin! — Und dann morgen früh das Telegramm an Herrn Lund. Sagte nicht Axel einmal zu mir — ich weinte ja noch, aber er merkte es nicht —: „wenn ich fortgehe, Amélie, geh' ich plötzlich fort; ohne Abschied, geräuschlos; wie eine Sternschnuppe verschwind' ich dann, Amélie!“ — Gott im Himmel! vielleicht hat er's so gemacht. Vielleicht ist er mir so davongeburrt . . . Ach, wie wär' das gut. Wenn es so wär', ich wollte ja nicht mehr weinen; nie, nie, nie sollt' er wiederkommen; — er soll thun, was er will! — — Ich kenn' mich ja wol nicht mehr. Ich bin

ja wol in den jungen Menschen gar nicht mehr verliebt! — Armer Märtyrer; armer, lieber Herr Wenzel. Wie konnte ich nur so sein, daß ich den jungen Menschen lieber hatte, als Sie. Ach, wenn er doch noch lebte und in Schweden säße — und wenn Sie mir verzeihen könnten — — Ich stelle mich an der Marienkirche hin, und da bitte ich Ihnen ab. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel!

Und so ging sie hin.

IX.

Stehen Sie ruhig, Angeklagter. Sehen Sie mich an. Sie haben gestern nicht gestehen wollen; vielleicht sind Sie heute Morgen in der Stimmung, es zu thun. Sie haben sich gestern nicht erinnern können, wo Herr Palmblad — oder sagen wir, der Unbekannte — in's Wasser gefallen ist; vielleicht hat sich über Nacht Ihr Gedächtniß gestärkt. Schutzmann, Sie können gehn. Hat es sich gestärkt?

Nein, antwortete Wenzel.

Sehn Sie auf diesen Herrn! Herr Schwan, bei dem besagter Axel Palmblad wohnte, hat gestern Abend von dem noch ahnungslosen Vater, Kaufmann Palmblad in Malmö, einen Brief erhalten: der junge Herr Axel soll nach Hause kommen, er soll sich einem wissenschaftlichen Unternehmen anschließen; — hier ist der Brief. Das wird

eine traurige Ueberraschung für den Vater werden . . . Wir wünschen ihm wenigstens Gewißheit zu geben. Also wo sahen Sie seinen Sohn — sagen wir, den Unbekannten — in die Warnow fallen?

Ich weiß es nicht, antwortete Wenzel.

Sie gestehen auch heute nicht?

Wenzel schwieg eine Weile. Herr Senator, sagte er dann langsam, — ich könnte Ihnen ja die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen haben könnte; denn heute Nacht hab' ich mir's durchdacht. Wenn dieser junge Schwede, statt den beiden Andern zwischen die Hände zu kommen, damals Nachts, am Strand, mir begegnet wäre; und wenn wir uns über eine gewisse Sache ausgesprochen hätten — und wenn dann der böse Geist über mich gekommen wäre, und der junge Mensch mich gereizt hätte, und er mich vielleicht angepackt hätte, und ich ihn wieder, und so weiter — dann war ich es. Und dann wüßte ich auch wahrscheinlich, wo er läge; und dann würd' ich's sagen. Denn meinem Richter entgehn wollte ich dann nicht! Aber nun ist's ein Andrer, — oder Zwei; und ich stehe hier nicht vor meinem Richter, Herr Senator. Ich entziehe mich meinem

Richter nicht. Aber Sie sind es nicht. Und wenn Sie als Inquirent mich fragen, wo er liegt, und wer es gethan hat, so antworte ich als ganz gehorsamster Inquisit: Herr Senator, ich weiß es nicht!

Herr Ludwig Grotius blickte auf den wunderlichen Redner mit geöffnetem Mund und sehr unklarem, fragendem Gesicht. Seine beste Waffe — sein gewohnheitsmäßiges selbstgefälliges Lächeln — ließ ihn diesmal im Stich. Dann blickte er auf Herrn Schwan, und dieser auf den Senator; und so schwiegen sie alle. Hm! Hm! sagte endlich Herr Grotius.

Kleesattel, was giebt's? fuhr er fort, da der Schutzmann, der abgetreten war, wieder erschien. Was bringen Sie da?

Eine Depesche, Herr Senator. Dringlich.

Nun, so geben Sie her!

Der Senator nahm sein Glas, klemmte es in's Auge, und öffnete die Depesche. Seine kleinen Augen wuchsen, während er las. Er pfiff vor sich hin.

Es war ein Telegramm aus Malmö, an den Senator Ludwig Grotius gerichtet, und es lautete:

„Suchen Sie den Ermordeten in der Warnow bei der alten Ballast-Stätte, wo das frischgetheerte Boot am Bollwerk liegt dem Busen der Leda gegenüber man begrabe ihn."

Unterzeichnet: „Lexa".

Schutzmann, führen Sie den Angeklagten zurück! sagte der Senator, der sich aufrichtete und einen triumphirend durchdringenden Blick auf Wenzel warf. Bis auf Weiteres führen Sie ihn zurück! — Herr Schwan, folgen Sie mir, wenn's gefällig ist. Ihre Gegenwart ist mir erwünscht. Draußen sage ich Ihnen mehr! Kleesattel, Sie kommen mir nach, wenn Sie hier fertig sind. Unten erfahren Sie, wohin. Meine Herren, wir gehn! Meine Herren, wir gehn!

Wohin gehn sie? dachte Wenzel beklommen und sah ihnen nach ... Doch er sah nichts mehr; der noch jugendlich rüstige Herr Grotius stürmte schon hinunter. Draußen sammelte sich bald eine Schaar seiner Trabanten um ihn. Die kleine Gestalt des Senators schien gewachsen zu sein; der Glanz der Selbstzufriedenheit strahlte von ihr aus. Zugleich schien sie auch dunkel ihre Schönheit zu fühlen ... Es wird Licht, Herr Schwan! sagte Herr Grotius vergnügt, während er mit Herrn Schwan voran und zum Strand

hinab ging. Nach und nach; aber es wird Licht! — — Wie werden wir diesen armen Burschen finden; — es war ein leichtsinniger Strick, Herr Schwan, und ein dreister Schlingel; aber er hatte ja auch gute Gaben, hör' ich. Ihre schönen Töchter werden recht bewegt sein; — die weichen, mitfühlenden Frauenherzen, Herr Schwan . . . Bitte, gehn Sie rascher. Aus Malmö? Was heißt das? Und die Unterschrift „Lexa"! Wer ist Lexa? — Denken wir darüber nach, wenn wir Zeit dazu haben. Dieser Fall, Herr Schwan, wird von sich reden machen! Nur nicht aufgeregt; nur kaltes Blut, — wie wir ihn auch finden. Halten Sie sich an die Hauptsache: es wird Licht, es wird Licht!

Sie hatten den Flußhafen und den Platz erreicht, wo sie suchen sollten: die ehemalige Ballast-Stätte vor dem Mönchenthor, wo jetzt eine Abzweigung der Eisenbahn am Ufer hinlief. Hölzerne Schuppen, Balken- und Bretter-Stapel erhoben sich neben dem Geleise. Wenige Schritte von da, wo die Bahn endete, lagen frisch getheerte Böte in der Sonne. Ein kleineres lag für sich, in nächster Nähe des Bollwerks, den Schnabel gegen den Fluß gekehrt; —

und hier löste sich dem Herrn Senator das Räthsel, warum die Depesche vom „Busen der Leda“ sprach. Eine große Brigg, die den Namen „Leda“ führte — einen auf blauen Grund gemalten Schwan trug sie hinten am Stern — lag hier angekettet, am Ufer entlang; da, wo ihr Bug auf dem Wasser schwamm, wandte ihr das Boot seinen Schnabel zu. Sie lag aber auf mehr als Manneslänge vom hölzernen Bollwerk entfernt; eine mächtige Stange hielt sie davon ab. Das dunkle, schmutzige Wasser floß hier also frei zwischen Brigg und Bollwerk; tief genug, daß man seinen Grund nicht sehen konnte; breit genug, um selbst einen Elephanten, der hier hinuntergeworfen würde, in sich aufzunehmen.

Meine Herren, dies ist der Platz! sagte der Senator, als Alles, was helfen sollte (und noch Einige mehr), sich versammelt hatte. Herr Capitän, ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich bemühen! Wenn Ihre Leute die Bootshaken hier hinunterlassen, müssen sie ihn finden. Sie da, nicht drängeln, wenn ich bitten darf. Ruhe! — Hinein! Hinein!

Nun? Haben Sie ihn? fragte er einen Matrosen, der von der „Leda“ her seinen langen Bootshaken in die

Tiefe senkte, während Andere vom Ufer aus mit Stangen und Rudern fischten. Haben Sie ihn, oder haben Sie ihn nicht?

Ich hätte ihn wol, Harr Senator, sagte der Mann bedächtig. Aber mir ist das nur markwürdig, Harr Senator, daß er von Holz oder von sonst was ist; denn weich anfühlen thut er sich nicht, das ist mal gewiß.

Nun, so wird es ein Stück Holz sein, und kein Mensch. Suchen Sie weiter, Mann!

Aber mir wäre doch beinahe so, als wenn er es wäre, sagte der Matrose, nachdem er von Neuem getastet hatte. Denn ein bloßes Stück Holz, Harr Senator, ist das nicht. Das ist so lang wie ein Mensch. Gott vardamm' mich! Wir sollten es doch wol mal 'raufziehn, daß wir sehen, Harr Senator, was für ein Diert das ist!

Nun, so zieht es herauf, in des Teufels Namen! sagte der Senator.

Viele Hände rührten sich zu gleicher Zeit, vom Schiff und vom Bollwerk her; mit Stricken, Stangen und Haken.

Alle Handen ahoy! Ahoy! rief ein alter Matrose mit seiner singenden Stimme.

Langsam erhob sich die Gestalt — denn es war eine menschliche Gestalt, man sah es schon — aus der trüben Fluth. Nur nicht so nervös, Herr Schwan; nur ruhiges Blut! sagte der Senator. Ein schöner Anblick ist das nicht — aber was hilft's — —

Plötzlich erhob sich ein kräftiges, herzliches Gelächter, und von vielen Stimmen. Die hölzerne Gestalt des Herrn Ludwig Grotius, mit den weißen Hosen, die aber der Schlamm unwürdig befleckt und besudelt hatte, stieg aus dem Wasser an's Licht des Tages herauf. Einige Ziegelsteine, die man ihr mit einem Strick auf den Bauch gebunden, um sie schwer zu machen, lösten sich und prasselten in die Fluth zurück.

Gott vardamm' mich, Harr Senator, das sünd Sie! sagte der Matrose und greinte über das ganze Gesicht.

Herr Grotius betrachtete sein Ebenbild — das er über diesem geheimnißvollen Mord ganz vergessen hatte — mit tiefem Schweigen und fast dummem Gesicht. Lachen konnte er nicht; aber es erbitterte ihn, daß auch Herr Schwan hinter ihm zu lachen anfing.

Was wollen Sie? fuhr er Fräulein Amalie Berring

an, die in diesem Augenblick herankam, sich durch die heiteren Menschen hastig zu ihm drängte, mit den großen Augen ihn anstrahlte und ein Blatt Papier in die Höhe hielt.

O Herr Senator, Herr Senator! Ein Telegramm! keuchte sie athemlos. O Herr Schwan, Herr Schwan — lesen Sie! lesen Sie!

Herr Schwan nahm das Blatt in die Hand, da der verstörte Senator wieder auf den triefenden, hölzernen Ludwig Grotius starrte.

„Fräulein Amalie Berring Stadt London Strandstraße“.

„Axel Palmblad lebt und ißt nebenan Bücklinge mit Eiern Brief folgt“

Unterschrieben: „Lund“.

X.

Es war Abend geworden, und noch einmal Abend. Gottlieb Wenzel stand wieder, wie vordem, in seinem Zimmer; seinem eigenen. Seine Lampe brannte; der Rest eines freundlichen kleinen Kohlenfeuers glühte noch im Ofen. Ein aufgeschlagener Band seines geliebten Schiller — in der billigsten Ausgabe — lag neben der Rostocker Chronik und dem Rostocker Gesangbuch auf dem Schreibtisch. Die schöne Stille des Abends ruhte draußen über der Straße und hier über dem Zimmer; denn es war schon neun Uhr, und die Zwillinge schliefen. Unter der großen, blau und weiß gestreiften Decke, die Nachtmützchen auf dem Kopf, lagen sie wieder geräuschlos, in friedlicher Eintracht, wieder wie ein einziges Naturgebilde da. Sie athmeten ebenso regelmäßig, aber bescheidener, als die alte Wanduhr, die vorlaut, etwas schnarrend, tickte; dieses einzige Erbstück

Wenzels — außer den Zwillingen — und das einzige Geräusch in seiner schweigenden Zelle.

Gottlieb Wenzel lächelte wehmüthig vor sich hin. Da steht er ja, dachte er: der Mann, den ich so beneidete, als ich in der Schreiberei saß. Da steht er ja an seinem Fenster in der Slüter-Straße und sieht auf den Petri-Kirchenplatz hinaus. Er ist frei wie ein Vogel. Er kann mit seinem Hausschlüssel in der Tasche spielen; Niemand nennt ihn „Kain". Niemand verachtet ihn. Niemand schließt hinter ihm zu. Nun, warum beneid' ich ihn denn nicht? Warum hüpft mir nicht das Herz „wie ein Lämmerschwanz", daß ich selber die Ehre habe, dieser Mann zu sein? — Das ist ja doch wohl eine große Sache. Wer beneidet denn den Gottlieb Wenzel nicht. Er kann nun wieder abschreiben und Stunden geben, fasten und phantasiren, Alles, was er will. Niemand stört ihn, wenn er einsam ist. Die alte ruppige Blase kann wieder für sich allein obenauf schwimmen, — bis sie platzt. Immer lustig! Ahoy!

Er legte sein Gesicht an die Fensterscheibe und sah in die trübe Nacht. Schwarz war die Kirche, sternenlos der

Himmel; denn ein Wolkensack verhüllte ihn. Lautloser, feiner Regen sprühte unaufhörlich herab. Wenzel dachte an Frau Schwäbke, die nun in dem kalten Regen durch die Straßen zog, um noch für ihn zu holen — er hatte vergessen, was; und an Amalie Berring, die nun wohl in ihrem dunkelgrünen Kleid in ihrem Zimmer saß. Die er nicht wiedergesehn, seit sie ihn Kain genannt hatte; — „die nun auch ganz, ganz vorübergegangen ist“, dachte er und seufzte . . . Was für Schritte kamen denn wohl jetzt die stille Straße herunter? Was für ein lustiger Junge pfiff sich da die Melodie vom Jungfernkranz, und erschien auf dem äußersten Rand des Trottoirs, wo er die Arme hob, um sich auf den schmalen Steinen im Gleichgewicht zu erhalten? Und was für eine große weibliche Gestalt ging neben dem Jungen hin? blieb dann vor Wenzels Hause stehn, machte ihren Regenschirm zu und sah zum Fenster herauf? —

Ich bin ja in's Zimmer zurückgetreten; warum that ich das, dachte Gottlieb Wenzel. Er horchte, und eine seiner Hände legte sich ihm auf's Herz. Die kleine Glocke an seiner Hausthür erklang; wie allemal, wenn man öffnete.

Schritte auf seiner Treppe. Seine Thür ging auf. Amalie Berring, in Hut und Mantel, erschien, den Regenschirm in der Hand; hinter ihr der Junge, ihr Bruder, einen Korb am Arm.

Sehen Sie nicht her, Herr Wenzel, sagte Amalie mit bittender, weicher Stimme, und blieb an der Thür. Sehn Sie mich nicht an. Bleiben Sie da nur stehn!

Warum soll ich hier stehen bleiben, fragte er, — ebenso verlegen wie sie.

Ich schäme mich so . . . Gestern hatt' ich nicht den Muth; heute Morgen auch nicht. Nun bin ich endlich hier . . . Sehen Sie meinen Heinrich an, wie sein Röckschen naß ist. Denn er wollte ja um Alles in der Welt keinen Regenschirm nehmen —

Es drippelt ja man blos! sagte der Junge verächtlich.

Gib deinen Korb her, Heinrich, fuhr das Mädchen fort. Stell' ihn auf den Tisch! — Nämlich, ich dachte, Herr Wenzel, Sie essen so gern saures Gänsefleisch, und wir hatten welches. Und es thut Ihnen so gut, wenn Sie Bier dazu trinken; — und wenn Sie mich nicht

hassen und verachten — — Ach thun Sie's nicht, Herr Wenzel! ach, thun Sie's nicht! setzte sie mit einem flehenden, feuchten Blick hinzu.

Wie käme ich dazu? erwiderte er, dem die Kehle sich zusammenschnürte. Auch warf er einen Blick auf den Jungen: wie konnte er denn vor dem Jungen reden. Nehmen Sie doch Platz! sagte er nach einer Weile, um etwas zu sagen.

Aber das Mädchen blieb stehn. Wie sie schlafen, die beiden kleinen, magern Engel! sagte sie gerührt. Die werden es nun auch besser haben, Herr Wenzel; denn das muß ich Ihnen nur gleich sagen, und das wird Sie freuen: Sie werden ja wol noch wohlhabend, Herr Wenzel! Und Sie werden ja wol noch ein berühmter Mann! In der ganzen Stadt spricht man nur von Ihnen, und daß Sie als Mörder im Brummbärloch gesessen haben, aber daß es nun klipp und klar ist, daß Sie unschuldig sind. Und die schönsten jungen Damen schwärmen nun von Ihnen — lächeln Sie doch nicht so — und wissen vor Mitgefühl nicht, wie sie sich haben sollen; und zehn aus meiner Bekanntschaft, lauter junge Mädchen, wollen partout

gemeinschaftlich Stunden bei Ihnen nehmen, deutsche Literatur, und Geschichte, und allerhand! Und was der Pensionsvater von — von ihm war, der Herr Schwan, der will Sie für seine jungen Ausländer als deutschen Lehrer haben —

Sie spaßen wohl! sagte Wenzel mit Mühe; doch er richtete sich unwillkürlich etwas höher auf.

Ich wär' wol nicht recht bei Trost, wenn ich jetzt spaßen könnte! erwiderte das Mädchen. O Herr Wenzel! — — Und hier hab' ich auch einen Brief, den Sie lesen müssen; heute Abend gekommen . . . Sehen Sie mich nicht an. Lesen Sie ihn; ich kann ja den Korb unterdessen auspacken; — 's ist auch ein Bischen zum Naschen für die Zwillinge drin. Setzen Sie sich an die Lampe; sehen Sie mich nicht an!

Wenzel nahm den Brief. Eine jugendliche, flüchtige Hand hatte ihn geschrieben; bald mit großen, weitläufigen Buchstaben, bald kleiner und gedrängt; keine Reihe lief wie die andere. „Gegeben Malmö, im Hause meines Vaters," stand obenan. Wenzel trat zur Lampe und las:

„Liebes Fräulein Amélie! Wie sagte ich Ihnen einmal? »Wie eine Sternschnuppe werde ich verschwinden« —

— und so ist es gekommen! — — Könnten Sie in die tiefste Tiefe des unermeßlichen Abgrunds meiner Seele blicken, so würden Sie mich achten, Fräulein Amélie; ja Sie würden mich bewundern, daß ich mich so aus dem Paradies meines Lebens losriß; — aber Sie sehen nicht bis in die tiefste Tiefe, und ich kann's Ihnen nicht sagen. Vielleicht werden Sie mir niemals verzeihn; und ich muß es tragen. Ruhelos, wie bisher, werde ich weiter durch das Leben stürmen; ohne eine andere Heimat, als die des Gedankens und der Wissenschaft, — denn es wird nun Ernst; ihr Bummeljahre, ihr seid nun dahin. Ich werde arbeiten, Amélie, mich zum Manne schmieden; ruhelos aber wird mein irrendes Leben sein; eine zarte, weiche Seele zu beglücken, bin ich nicht geschaffen. Fluchen Sie mir nicht, Amélie, sondern segnen Sie mich; sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihn!

Ich habe noch den Senator Ludwig Grotius in den Strom geworfen, und dann hab' ich den Ort verlassen, wo ich so glücklich war . . . Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, wird man wohl den hölzernen Herrn mit den weißen Hosen schon gefunden haben; und der mir un-

bekannte Unschuldige, von dem Sie telegraphirten, der mich Unglücklichen »ermordet« haben sollte, wird wieder in Freiheit seinem Schöpfer danken! — Für mein sündhaftes Vergehen an Herrn Grotius bin ich bereit eine Geldbuße zu zahlen; eine Freiheitsstrafe — — nein! Dazu kriegt man mich nicht! Polizei-Senator, wir sind quitt; leben Sie ewig wohl!

Ich bleibe nicht in Malmö. Mein Vater — oder wie ihr Deutschen sagt, mein Alter — will einen großen Gelehrten aus mir machen; ich soll mitgehen auf eine wissenschaftliche Reise, und ich gehe mit. Nehmen Sie denn meinen Abschiedsgruß, holde Amélie; — und grüßen Sie mir noch Einen, theure Amélie; einen »famosen Kerl«, wie die Deutschen sagen; einen Mann, den ich liebe. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie er heißt; aber Sie kennen ihn. An einem Ring mit einem Rubin darin werden Sie ihn erkennen; — diesen Ring erlaubte ich mir ihm an den Finger zu stecken, aus Uebermuth und aus Freundschaft; wenn er eine große Seele ist, wie ich von ihm glaube, so behält er ihn — denn darum bitte ich — und »verklopft« ihn, und es bekomme ihm wohl! Ich möchte recht von

Herzen gern, theure Amélie, daß dieser »famose Kerl« endlich glücklich würde. Ich möchte, daß die Torte nicht wieder an ihm vorbeiginge. Sagen Sie ihm das — — — Sie aber, verzeihen Sie mir, und leben Sie wohl! — —

Ich lege ein beglaubigtes Lebenszeugniß bei, damit die Kerle (ich meine die Polizei und die hohe Justiz) nicht etwa Den aufhängen, der mich ermordet hat. Mein Freund Lund frühstückt nebenan, und empfiehlt sich Ihnen unbekannter Weise. O Amélie! O Amélie!!! — — — Gute Nacht!" — —

Amalie Berring sah, daß Herr Wenzel ausgelesen hatte. Heinrich! sagte sie. Mein Jünging, willst du nicht einmal da draußen die Treppe zum Kirchhof hinauf laufen und über den Platz an die Ecke gehn, wo das Slüter-Denkmal steht? und mir aus dem Immortellenkranz, der da am Postament wol noch liegen wird, drei Immortellen pflücken? Ich hab' den Kranz neulich hingelegt — —

Der Knabe war schon aus der Thür. Wenzel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Brief noch in der Hand. Er hörte, daß Amalie sich ihm näherte. Plötzlich sah er,

wie sie vor ihm in die Kniee sank und seine linke Hand nahm und an die Lippen drückte.

Sind Sie toll? stammelte er und stand auf.

Ach, ich möchte mich lings und langs vor Ihnen hinwerfen, sagte sie zerknirscht und gerührt. Wie konnt' ich so schlecht von Ihnen denken, Herr Wenzel. Schlagen Sie mich; tüchtig . . . Aber wenn Sie mich geschlagen haben, seien Sie wieder gut!

Er zog sie in die Höhe, da sie noch immer nicht aufstand. Was Sie auch heute alles reden! sagte er ganz verwirrt. Warum sollten Sie nicht schlecht von mir denken; Alles sprach ja dafür, daß ich mitschuldig war —

Sie schüttelte den Kopf. Ich, Ihre Schülerin, Ihre — — Ihre Amalie, durfte das nicht denken! Wie konnte ich nur so sein . . . O wie schäm' ich mich. — Aber ich bin doch auch nicht so schlecht, wie Sie nun wol glauben. Sehn Sie diesen Aufsatz, Herr Wenzel: den hab' ich heute Morgen geschrieben, als ich so traurig in meiner Stube saß. Nicht „über die weiblichen Tugenden," wie Sie mir's aufgegeben hatten; sondern „über den Nutzen und Segen der Photographie." Das hab' ich mir selber aufgegeben,

Herr Wenzel; und da hab' ich die Geschichte erzählt, wie ein Mensch, der an einem andern Menschen irre geworden war, zufällig die Photographie dieses andern Menschen vor die Augen nahm und sich darin wieder zurechtfand; — und einem dummen Mädchen ist es so gegangen. Ach, lesen Sie's doch, Herr Wenzel — —

Ich las schon zu viel! sagte er und deutete auf den Brief.

Es ist ja auch von Ihnen in dem Brief die Rede; mußten Sie ihn nicht lesen? — — Amalie trat von ihm hinweg und an's Fenster, als sähe sie hinaus. Sie schien zu warten, was er über diesen Brief, über Axel Palmblad und so weiter, ihr nun sagen werde. Doch Wenzel vertiefte sich nur in den wehmüthig-tröstlichen Anblick ihrer starken, schönen, blonden Flechten und ihres wohlgeformten Rückens, und erwiderte nichts.

Wir kriegen ja wol beide das Stillschweigen, sagte das Mädchen endlich. Und da kommt Heinrich schon zurück! — Ich wollt' Ihnen noch sagen, Herr Wenzel (sie blieb abgewandt stehen): ich hab' viel geweint über Axel Palmblad; — aber wie mir dann der Gedanke kam:

vielleicht ist er dir nur so weggewutscht — als Sternschnuppe, wie er sagt — da hab' ich nicht geweint. Da hab' ich auf einmal gedacht: ach, wenn's doch so wäre, und wenn ich doch auf diesen Abweg nie gerathen wäre, und wie wenn man einen dicken, schweren Mantel auszieht, so war es fort! — — Und ich danke nun Gott recht von Herzen, daß es so gekommen ist, Herr Wenzel, wie — wie es gekommen ist; denn — — ich hab' in mein Inneres geblickt, Herr Wenzel. Daß dieser Jüngling aus der Fremde, wie Sie sagen, mich verlassen hat, das thut mir nicht weh. Aber wenn ich Sie verloren hätte, weil Sie was Unrechtes gethan hätten — oder weil Sie mir nicht vergeben hätten — nie, nie, nie hätt' ich das überlebt!

Ich danke Ihnen, murmelte er gerührt.

Vielleicht hätte er noch mehr gesagt; aber der Knabe trat nun wieder ein. Er hatte drei Immortellen in der Hand. Trocken sind sie nicht! sagte er und schüttelte sie.

Nun erst wendete sich Amalie; ging dem Jungen entgegen, nahm ihm die nassen Blumen aus der Hand und kam damit zu Gottlieb Wenzel zurück. Wissen Sie das noch, sagte sie mit ihrer herzlichen, bewegten Stimme,

wie Sie mir so schön von diesem alten Slüter aus der Lutherzeit erzählten; von dem Reformator unsrer alten Stadt! Darum hab' ich ihm auch neulich diesen Kranz gebracht ... Sie sind mein Reformator; — nein, lachen müssen Sie nicht. Sie haben mich dummes Mädchen aufgeweckt, und mich besser gemacht — — und Sie sollen mich immer, immer besser machen; und das will ich Ihnen ja nur „durch die Blume" sagen. Ach nehmen Sie sie doch hin!

Gutes Fräulein — —

Und nun essen Sie! — Komm, Brüding; wir gehn!

Wollen Sie schon gehn?

Ach ich muß ja wol; schickt es sich denn, daß ich länger bleibe? — Aber Sie kommen zu mir ... Lieber Gott, wie die kleinen Dinger schlafen und schlafen, während wir reden und reden. Geben Sie mir eine schöne Hand, wenn Sie mir wirklich verzeihn —

So schön, wie ich sie habe! sagte Wenzel lächelnd.

Sie hielt seine Hand, und so stand sie bei ihm. Leise sagte sie: Und Ihre kleinen Zwillinge will ich nie verlassen! Ich will ihnen wie eine Tante sein — —

oder wie Sie wollen. Ich nenne mich nie mehr Amélie; sondern Amalie ... O, wie sehn Sie mich an. Wenn das Heinrich sieht — —

Heinrich stand in der Thür. Kommst du denn nicht? fragte er ungeduldig.

Gute Nacht, gute Nacht, Herr Wenzel! sagte sie nun laut. Und lesen Sie meinen Aufsatz über die Photographie! Und wenn Sie ihn mir dann bringen, so sagen Sie mir, was — was noch daran fehlt; was ich noch hinzusetzen soll. Ich bin ja Ihre gehorsame Schülerin, ich thue ja, was Sie wollen. Schlafen Sie schön! Gute Nacht!

Sie ging hinaus. Die Thür fiel hinter ihr zu. Wenzel stand wieder allein in der Einsamkeit. Doch ein sonderbares, aufgeregtes, jugendliches, schwärmerisches Lächeln ging ihm über's Gesicht ...

Er sah den Tisch, die Bescheerung, die die gute Amalie ihm ausgepackt, auf die er noch keinen Blick geworfen hatte. Zwischen Fleisch und Bier stand eine kleine Marzipan-Torte, von Blumen und Epheu bekränzt. Ein beschriebenes Blatt lag darauf. Er nahm es und las:

„Verse von Einer, die 's nicht kann; o verzeihen Sie!“

„Du ließest mich einst in Dein Herze sehn:
Viele Torten sahst Du Armer an dir vorübergehn.
Ich geh' nicht fort, ich bleib' hier stehn.
Du mußt mich nur auch recht verstehn.
Auf Wiedersehn!“